Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählende Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Visual Library

Eine Geschichte vom Beiern!

oder

Paris ist unser.

Beiern? Ja, was ist denn das, werden viele geneigte Leser fragen. Oder soll es vielleicht Bayern heißen, und der Hinkende hat einen orthographischen Schnitzer gemacht? Nichts von alledem. Beiern heißt es, und vor kurzem noch hat der Hinkende selbst nicht gewußt, was dieses Wort zu bedeuten habe, bis er im vorigen Jahre auf seinen Wanderungen durch das „Sauerland" in Westfalen gestelzt ist; dort hat er's erfahren.

Sauerland ist gerade kein Paradies, in welchem ilch und Honig fließt, und wer es die Kornkammer estfalens nennen wollte, wär' ein gewaltiger Aufneider. Man könnte es eher die Kohlen- und Rauchnmer Westfalens nennen, denn die sauerländischen rge liefern gewaltige Massen von Kohlen, die in zählbaren himmelhohen Kaminen in Rauch verwant werden, nachdem sie den nützlichen und gehorsamen ener der Menschen, den Dampf erzeugt haben.

Wenn man aber aus diesen prosaischen Fabrikbezirken Süden pilgert und dem Laufe der Ruhr oder me aufwärts nachgeht, da findet man inmitten r sauerländischen Berge ein gut Stück echt deutsche, tige Waldromantik. Freilich so gar hurtig und tt geht sich's nicht auf den dort landesüblichen gen, sie sind eben knorrig und eckig wie die mächen Eichen in den unabsehbaren dunkeln Wäldern; rrig und eckig sind auch Sprache und Brauch der en, am alten Herkommen festhaltenden, Bevölkerung.

Trifft es sich nun, daß der Wanderer an einem ingstsamstage oder an einem sonstigen Tage vor em Festtage, zu später Abendstunde von einer htung des kühlen Bergwaldes hinabschaut auf das oliche Flußgelände, so vernimmt er wohl ein eigenlich summendes Geläute, welches sanft von den streut liegenden Dörfern, einer riesenhaften Aeolsfe vergleichbar, zu ihm heraufklingt und einen nderbaren Gegensatz bildet zu dem muntern Geklapper kleinen Hammerwerke im Thale. „Das Fest rd eingebeiert", sagt der Sauerländer. „Beiern" mt man dieses gedämpfte Anschlagen der Glocken sehr raschem Tempo. Alsbald ruht die Arbeit, d jung und alt bereitet sich vor auf die kommenden stfreuden.

Wer nun noch nach Sonnenuntergang aus einer nachbarten Gemarkung in sein heimatliches Dorf ückkehrt, der berichtet sicherlich, ob man in A oder B ser oder schlechter „gebeiert" habe, wie daheim. des Dorf will es dem andern zuvorthun im stilgehten „Beiern", es ist eine Ehrensache, und so ist schon zu Zeiten der Urgroßväter gewesen.

Der Monat Januar des großen Jahres 1871 neigte h seinem Ende zu. In dem stolzen Schlosse der nzösischen Könige zu Versailles war nach langem werem Kampfe des alten deutschen Reiches Herrhkeit in neuer Verjüngung erstanden. Zwar trotzte e eitle Hauptstadt noch dem stürmisch andringenden Sieger, allein auch ihr Hochmut und ihre Kraft schien gebrochen, und von Tag zu Tag erwartete man die Kunde ihres Falles.

Auch in dem am nördlichen Ende des Sauerlandes gelegenen Dörfchen F. bildete selbstverständlich der große Krieg das Tagesgespräch.

In der behaglich durchwärmten Stube des Wirtes Osterschulte zum roten Löwen lehnte ein wohlbeleibter Herr im alten, ledergepolsterten Stuhle und drückte seine mit großen Pelzstiefeln bekleideten Füße gegen den munter prasselnden Ofen.

Der dicke Herr war der reiche Brauereibesitzer Nolten aus dem benachbarten Städtchen L., und auf einer Bierreise begriffen, um die Bevölkerung mit dem nötigen „Stoffe" zu versehen.

Heuer wurde ja mancher Humpen mehr getrunken, und jede gute Nachricht von „vor Paris" stellte bedeutende Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Wirte und — der Gäste, die nach jedem Siege einen mächtigen patriotischen Durst verspürten.

Der Löwenwirt war nicht zu Hause, er wollte sich noch eine gute Fuhre Holz aus dem Busche holen, aber seine resolute Frau war hinreichend in das „Soll und Haben" des Bierkellers eingeweiht, und das Biergeschäft war zu beiderseitiger Zufriedenheit abgeschlossen worden.

„Bei Ihnen sind die Arbeitskräfte auch wohl ziemlich rar?" fragte der Brauer, indem er den Tabak in seiner kurzen Pfeife fester preßte und dann das dargebotene „Kippken Koffi" zum Munde führte.

„Ja, ja! es ist ein Leid damit", erwiderte die kleine Wirtin im derbsten Sauerländer-Dialekte, von dem wir hier als nicht jedem deutschen Landsmann verständlich absehen wollen. „Unser Franz ist nun schon seit sechs Monaten weg und die Knechte auch mit Wagen und Pferden in Frankreich drin. Der leidige Krieg! Mein armer Franz; den sehe ich gewiß nimmer, ihn und die Pferde!" Und die kleine Frau fing an zu schluchzen; Herr Nolten war im Zweifel, ob die Thränen dem armen Franz oder den Pferden galten.

„Ei, Frau Osterschulte," tröstete er, „die kommen gewiß bald wieder zurück, der Franz, die Knechte und die Pferde, und als Sieger. Die Pariser pfeifen auf dem letzten Loch, und unsere Kanonen brummen dazu, und wenn Paris über ist — die Nachricht kann in jeder Stunde eintreffen — so ist die Geschichte aus und wir haben Friede!"

„So Gott will! Es sind von unsern besten Gäulen," seufzte die arme Frau. „Noch ein Kippken Koffi?"

„Danke! Aber noch etwas! Der Löwenwirt führt ja Holz? Ich könnte auch ein Dutzend Fuhren gebrauchen. Ich weiß aber wahrhaftig nicht, wer mir sie klein machen soll. Das junge Volk ist im Kriege und die ältern Männer arbeiten in den Hammerschmieden, oder sitzen im Wirtshause und lassen die Sieger hochleben!"

„Ja, da ist bös zu helfen," meinte die Wirtin, und lachend setzte sie hinzu: „Da muß der Herr halt selber sägen und spalten, 's wird ihn um ein paar Pfündlein Speck leichter machen. Hahaha! Doch ich muß in die Küche, mein Mann wird nebst dem Holz einen heidenmäßigen Hunger nach Hause bringen. Guten Abend, Herr Nolten!"

Der Brauer warf einen ziemlich bedenklichen Blick auf sein ansehnliches Bäuchlein: „Ja, ja, so wird es kommen müssen, und du treuer Kamerade" — dabei klopfte er lachend auf seinen Bauch — „wirst auch auf dem Altar des Vaterlandes geopfert werden müssen."

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Meinetbalben! Meine Knie werden eine Freude haben, wenn ich sie wieder zu besehen bekomme nach so langer Zeit. Der leidige Krieg!"

In der hintern dunkeln Ecke der Stube saßen zwei Taglöhner, schweigend mit der Vertilgung einer ungeheuern Menge Pumpernickel nebst Speck beschäftigt, die sie mit einem ansehnlichen Glase Schnaps anfeuchteten.

Nun erhob sich der eine, ging auf den Brauer zu und machte einen ungeschickten Kratzfuß.

„'n Morgen, Herr Nolten! Arbeiter suchen Sie? Ei, wir meinten — nämlich ich und dort der Willem — Sehen Sie, Herr Nolten, wir wollten Ihnen recht gerne helfen, von wegen dem Holz. Wir sind heut' gerade beim Löwenwirt fertig worden, und haben sonst nichts zu thun als Sonntags für den Schulmeister zu läuten, und da meinen wir . . . ."

Der Brauer blickte etwas verwundert auf die wettergebräunten Gestalten, deren erhitzte Gesichter, in denen rote Nasen glühten, ihre innige Freundschaft mit der Schnapsflasche bekundete, und erwiderte mit spöttischem Lachen:

„Nein, nein, Giärt, Ihr wäret mir gerade die richtigen Arbeiter für eine Brauerei. Durst habt ihr freilich genug, um mir einen Braukessel leerzusaufen, aber mit dem Schaffen hat's allemal gute Wege. Nein, nein, helft lieber eurem Schulmeister läuten und machet euch sonst im Dorfe nützlich, da wird es bei den jetzigen Kriegszeiten genug für euch zu thun geben."

„Ha," meinte Giärt, „mit der Arbeit geht's hier auch so so, la la. Die Leute klagen immer, daß sie niemand bekommen können, und wenn wir kommen und wollen Arbeit, so ist's nichts damit. Dort der Willem kann's sagen, daß es so ist."

„Die Leute klagen immer, daß sie niemand bekommen können, und wenn wir kommen und wollen Arbeit, so ist's nichts damit."

Der Willem nickte mit dem Kopfe und fing zur Bestätigung seiner Arbeitslust gewaltig an zu gähnen, und da bei dieser Operation gerade sein Mund offen war wie ein kleines Scheuernthor, so benützte er diese günstige Gelegenheit ein Glas Schnaps hineinzuschütten.

„Will's schon glauben, Giärt," sagte der Brauer, „die Leute haben Angst, ihr könntet ihnen mit euern roten Nasen die Häuser anzünden! Hohoho! Und was eure Kunstfertigkeit im Glockenläuten betrifft — bah! Beim Dreikönig-Beiern haben eure Glocken geklappert wie ausgeklopfte Dreschflegel."

Nach dieser höhnischen Bemerkung lehnte sich Herr Nolten in seinem Stuhle zurück, zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche und schien sich in das Lesen der Kriegsberichte zu vertiefen.

„Willem," sagte Giärt und blickte seinen Kameraden an.

„Giärt," sagte dieser und vergaß ein Stück Speck, das er schon auf das Messer aufgespießt hatte, in den Mund zu schieben.

Die beiden Ehrenmänner waren starr. Was? Geklappert haben die Glocken wie ausgeklopfte Dreschflegel? Und das ihnen, deren Fertigkeit im „Beiern" berühmt war in der ganzen Umgegend? Hat man ihnen nicht die Ehrennamen gegeben: „der Beiern-Giärt" und der „Beiern-Willem"? „Freilich," setzten einige intime Freunde noch hinzu, „die Lumpen." Aber dieser Zusatz war nur ein kleiner freundschaftlicher Scherz, mit dem die beiden Ehrenmänner sich nicht viel machten.

Allerdings beim Dreikönig-Beiern hatten sie zwei Flaschen von bedeutendem Umfange mit in den Turm hinaufgenommen, denn es war bitterkalt, und „kalter Mensch kann nicht beiern", das war den zwei Glockenkünstlern ein unverbrüchlicher Grundsatz, und Grundsätze muß der Mensch haben. Da der Schulmeister sie eine Stunde nach dem Beiern am Fuße der Turmtreppe beide in tiefem Schlafe gefunden hat, jeder eine leere Flasche in der Hand, das war ein Umstand, den sich Willem heute noch nicht erklären konnte, und Giärt behauptete steif und fest, daß Hexerei mit im Spiele gewesen sei. Sie seien die Treppe hinuntergehext worden, das sei offenbar.

Herr Nolten legte seine Zeitung nieder und unterbrach den Gedankengang der beiden verkannten Ehrenmänner, indem er bemerkte: „Und wenn nun auch ein Auge zudrückte und euch in Arbeit nähme? Die Leute würden sagen, ich hätte euch zu solch einem Jammergebimbel nur um dem Dorfe einen Schabernack zuthun. Man kennt das schon. Das bisschen Beiern war noch der einzige, was ihr sonst Schlingel in eurem Leben gekannt habt, und nun ist das auch noch soffen und verlottert. Meinet ihr, ich kenne die Geschichte von eurem Dreikönigsbeiern nicht?"

Das war freilich ein Schuß ins Schwarze. Also diese Geschichte kennt er auch, der Sappermente Brauer. Aber Giärt gab die Hoffnung nicht auf. „Herr Nolten," stotterte er, — „wissen Sie, am Dreikönigstag — da — da — na, es war hart gefroren und — und mit steifen Fingern kann man nicht beiern. Vielleicht — es ist möglich, daß wir bei der Kälte ein Dröppken zuviel gehabt haben. Aber einen Rausch. Bei meiner Seele, die reinste Verleumdung!"

„Hexerei war's, pure Hexerei!" schrie der Willem und schlug auf den Tisch. „Wenn wir wieder beiern, da sollen Sie einmal was hören, Herr Nolten, das reinste Wagner!"

Der Brauer wandte sich nach dem Fenster, durch dessen halbaufgetaute Fenster man die gegenüberliegende kleine Dorfkirche sehen konnte. Bei dem Anblick stahl sich ein Lächeln über sein Gesicht, ein lustiger Gedanke war ihm gekommen.

Er setzte sich wieder behaglich in den Lehnstuhl und fixierte die beiden Burschen, die erwartungsvoll vor ihm standen. Nach einer kleinen Weile sagte er mit treuherziger Miene: „Sehet, Jungens, ich würde es am Ende 'mal mit euch versuchen. Aber unter einer

Bedingung. Ihr müßt mir vorher einen kleinen Gefallen thun!"

„Einen kleinen Gefallen?" sagte Giärt, streifte den Rockärmel hinauf und schüttelte die Faust: „Sollen wir den Schulmeister durchprügeln? Er hat gesagt, in Eurem Bier seien keine Hopfen!"

„Oder sollen wir dem Bürgermeister die Fenster einwerfen! Er ist Euch aufsätzig, wir wissen's wohl," rief der Willem, der hinter der Heldentat seines Kameraden nicht zurückbleiben wollte.

Herr Nolten lachte: „Ihr seid mir saubere Schlingel. Nichts von Prügel und Fenstereinwerfen, obgleich beide es verdient hätten. Nichts von alledem. Es ist nur eine Kleinigkeit! Ihr sollt mir einen Beweis eurer Tüchtigkeit im Beiern liefern. Ich habe jetzt noch eine halbe Stunde Zeit, bis dahin muß ich euer Beiern gehört haben. Also, vorwärts, und keine Faxen gemacht. Oder habt ihr keine Kurasche?"

Giärt kratzte sich bedenklich in seinem struppigen Haar: „Kurasche? Kurasche genug zum Fenstereinwerfen. Aber beiern, heute, am hellen, lichten Tage? Was sollte da wohl der Herr Pastor sagen? Er hat uns ohnedies auf der Liste!"

„Mir ganz egal, das ist eure Sache! Es wird übrigens so schlimm nicht sein. Übt sich nicht auch der Schulmeister auf der Orgel? Warum sollt ihr euch nicht ebenfalls üben dürfen im Beiern? Doch ihr habt die Wahl: Ehrliche Arbeit bei gutem Lohn und Bier genug, oder — fortgesetztes Lumpen und Hungerleiderei. Von mir habt ihr nun mein letztes Wort gehört!"

Die beiden Burschen schauten sich bedenklich an und zogen sich zur eifrigen Beratung des schwierigen Falles in die Ecke zurück.

Nach zwei Minuten wurden die beiden Missethäter zur Kirchenthür herausgezerrt.

Daß es mit dem Beiern für immer aus sei, wenn sie dem Brauer den „kleinen Gefallen" thun, war ihnen so ziemlich klar. Aber es war ja doch nur ein Lumpengeld, was sie dabei verdienten, und in so einer Brauerei geht es flott her und Herr Nolten war als Arbeitgeber allgemein beliebt. Und den Hals wird es auch nicht kosten. Dem Pastor kann man ja sagen . . . . Der Willem flüsterte dem Giärt noch etwas in's Ohr, daß dieser laut lachen mußte: „Du hast recht, Willem, die Franzosen sollen uns aus der Patsche helfen. Ja, ja, so geht's."

„Herr Nolten," sagte er, „wir haben's uns überlegt. Ständige Arbeit, guten Lohn und Bier genug?"

„So ist's, ich hab's gesagt. Ein Mann, ein Wort!"

„Herr Nolten, wir wollen's thun. Komm, Willem!" Der Brauer legte sich unter das geöffnete Fenster und schaute den beiden nach, wie sie nach der Kirche schritten: „Hahaha! Das giebt einen Hauptspaß, den muß ich heute abend im Kasino erzählen, die werden sich ausschütten vor Lachen."

Giärt und Willem waren in der Kirche verschwunden und gleich darauf ertönte es summend und zitternd vom Turme hinaus in die frische Winterluft. Ja, das war ein richtiges, echtes Beiern, das Dorf konnte stolz auf diese Kunstleistung sein, wenn sie nur nicht zu so ungeschickter Zeit stattgefunden hätte, denn ehe fünf Minuten vergingen, war die ganze Gemeinde in Aufruhr. Vom Schulhause her wälzte sich im wilden Gedränge die Dorfjugend der Kirche zu, denn eben ging der Nachmittagsunterricht zu Ende. Hintendrein, barhäuptig, in fliegendem Schlafrock, und die lange Pfeife hoch in der Luft schwingend, stürmte der würdige Lehrer, gefolgt von dem jungen Unterlehrer, der seinem Vorgesetzten Rock und Mütze nachtrug, zur Wahrung der Würde seines Standes. Am Pfarrhause öffnete sich klirrend ein Fenster, und heraus schaute das runde, zorngerötete Antlitz des Herrn Pastors. Seine kleinen Augen blinzelten funkelnd über die Brillengläser hinweg. „Schulmeister, was zum Kuckuck — Gott verzeihe mir, daß ich fluche — was zum Henker bedeutet denn das Beiern? Wer hat sich diese Unverschämtheit erlaubt?"

„Es brennt, Herr Pfarrer, es brennt!" schrie aus dem Haufen, der vor der Kirche sich drängte, ein Bäuerlein und deutete nach dem einen Kirchenfenster, das im Glanze der niedergehenden Sonne wie im Feuer strahlte.

„Hört Ihr's wimmern hoch vom Turm?"

„Das ist Sturm!" deklamierte der Unterlehrer, der diese Gelegenheit benützte, den Bauern ein Müsterlein seiner klassischen Bildung zum besten zu geben.

„Es brennt! In der Kirche! Feuerio!" Auf diesen Schreckensruf stoben die Bauern auseinander, die einen, die in der Nähe der Kirche wohnten, nach Hause, um ihre Habseligkeiten zu retten, die andern nach dem Spritzenhause. Auch der Herr Pfarrer verschwand vom Fenster, um seine Anordnungen zu treffen für alle Fälle. Der Herr Nolten unter seinem Fenster schwelgte förmlich in dem Genusse des durch seinen Einfall angerichteten Spektakels: „Ausgezeichnet! Herrlich! O, wenn nur das Kasino so etwas sehen könnte!" Und immer heftiger stürmten die Glocken, und der Bürgermeister rannte herbei und hinter ihm die Feuerspritze: „Halt, ihr Männer! Rasch, die Feuereimer!!" Nach dem Dorfbache bildete sich eine Kette, die Eimer flogen und die Feuerspritze schleuderte ihren ersten Strahl nach dem in der Sonne glühenden Kirchenfenster, daß die Scheiben klirrend zusammenbrachen Und Strahl um Strahl flog durch die dunkel gewordene Fensteröffnung!

„Fest, ihr Männer, es wirkt! Der Brand läßt schon nach!" schrie der Bürgermeister!

„Bravo! Herrlich!" jubelte der glückliche Herr Nolten.

Da, auf einmal schwiegen die Glocken, und unter der obersten Dachluke im Turm erschien das rote Gesicht des Willem, das halb lachend, halb erschrocken auf die Menge herunterglotzte.

„Ho, ho! Dort oben der Willem!" rief der Bürgermeister.

„Der Lump! Der Mordbrenner! Herunter mit ihm!" schrien die Bauern. Ein Dutzend Männer stürmten in die Kirche und nach zwei Minuten wurden die beiden Missethäter zur Kirchenthüre herausgezerrt.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

„Ihr Halunken!“ schnauzte sie der Bürgermeister an, „was habt ihr angerichtet! Die Kirche brennt!“

Willem und Giärt machten erstaunlich dumme Gesichter: „Die Kirche brennt? Woso? Nicht die Spur!“

„Warum habt ihr denn gestürmt, ihr Schlingel?“

„Wir haben nicht gestürmt, nur ein wenig stark gebeiert!“

„Gebeiert, ihr Schufte? Wer hat euch geheißen zu beiern!“

„Dort der Herr Brauer Nolten,“ rief Giärt und deutete nach dem Wirtshausfenster.

„Paris ischt unser, hat er gesagt! Paris hat kapituliert!“ schrie Willem und schwenkte triumphierend seine Mütze.

Alle Blicke flogen nach dem Fenster, doch das Fenster war leer.

„Paris kapituliert? Paris ist unser?!“ Ein donnerndes Hurrah erschütterte die Luft. Die Bauern warfen die Mützen in die Höhe, und die beiden Glockenkünstler wurden umarmt und geküßt: „Brav habt ihr's gemacht! Herein mit euch in's Wirtshaus! Auf diese Nachricht müssen wir eins trinken!“

Auch der Herr Pastor, der sich auf den entstandenen Jubel wieder am Fenster gezeigt hatte, meinte: das sei ja eine herrliche Nachricht, und unter diesen Umständen wolle er schon einmal verzeihen, daß man ohne seine Erlaubnis gebeiert habe.

„Und was mich am meisten freut, Herr Pastor,“ jubelte der Bürgermeister, „wir haben's allen andern abgewonnen. Die werden sich einmal ärgern!“

Mittlerweile kamen zwei Burschen als Feuerreiter dahergesprengt, um aus der Nachbarschaft Hülfe zu holen.

Der Bürgermeister lachte: „Ihr habt umsonst gesattelt, ihr Jungens, — es brennt nicht! Doch nein, nicht umsonst: du Hans reitest was das Roß laufen kann, nach der Stadt, und du Christel reitest das Thal hinauf, und überall ruft ihr es aus: Paris hat kapituliert, Paris ist unser! Und vergesset nicht zu sagen, daß wir zuerst gebeiert haben! Jetzt marsch, fort ihr Jungens!“

„Hurrah! Paris ist unser!“ jubelten die Burschen, warfen die Pferde herum und jagten davon.

Als die siegesfreudige Menge in die Wirtsstube strömte, und als der Bürgermeister nach dem Brauer spähte, nach dem braven Manne, dem sie die Siegesbotschaft zu verdanken hatten, war dieser verschwunden. Willem und Giärt aber genossen in vollem Maße die Früchte ihrer Heldenthat, und nach einer halben Stunde hatten sie sich in die volle Überzeugung hineingetrunken, daß Paris wirklich kapituliert habe, und nach einer weitern halben Stunde lagen beide, um die Niederlage der Franzosen zu veranschaulichen, schnaps- und siegesberauscht unter dem Tische.

Herr Nolten war nicht so siegesfreudig gestimmt. Als er unter seinem Fenster die Schreckensnachricht vernahm: „Paris ist unser, Herr Nolten hat's gesagt,“ zog er sich mit einem leisen Fluche schleunig zurück: „Die infamen Schlingel, das fehlte mir noch“, murmelte er grimmig, warf sich in seinen Pelz und schlich durch die Hinterthüre zum Hause hinaus. In fieberhafter Hast eilte er durch den Garten, kletterte über den Gartenzaun und gewann auf einem Feldwege und von niemand bemerkt, die nach der Stadt führende Landstraße.

Erst nach einer Viertelstunde mäßigte er seine Schritte, wischte sich den Schweiß von der Stirne und überlegte: „Verdammte Geschichte! Hatte nicht erst gestern abend noch der Gerichtsrat im Kasino die kolossalen Strafen hererzählt, die auf Verbreitung falscher Nachrichten vom Kriegsschauplatze gesetzt waren? Und nun gar: Paris ist über! Die Schlingel haben zwar gelogen, aber die Kerls sind jedenfalls heute abend noch so besoffen, daß sie morgen mit gutem Gewissen schwören können, ich habe ihnen die Nachricht mitgeteilt.“

Hinter ihm erschallte der Hufschlag eines Pferdes. Nolten sprang auf die Seite. An ihm jagte ein Bursche vorbei, der beständig den Hut schwenkte und mit schon heiser gewordener Stimme brüllte: „Hurrah! Paris ist unser, Paris ist unser!“

„Halt! Halt!“ schrie Herr Nolten in halber Verzweiflung. Doch vergebens, der Hufschlag des Siegesboten verhallte in der Ferne. Trostlos sank der unglückliche Brauer auf einen Meilenstein nieder. Das fehlte noch. Jetzt erfahren sie es auch in der Stadt, in seiner Heimat!

Halt! halt!“ schrie Herr Nolten in halber Verzweiflung. Doch vergebens, der Hufschlag des Siegesboten verhallte in der Ferne.

Nach einigen Minuten raffte er sich wieder auf und floh der Stadt zu. Aber noch nicht keine Viertelstunde vergangen, da, was war das? Dort zu seiner Rechten, zu seiner Linken, hinter ihm, von allen Seiten her ertönte lustiges Beiern in sein entsetztes Ohr, und, o Schrecken, auch in der vor ihm liegenden Stadt stürmte es jetzt mit allen Glocken und dumpfe Kanonenschläge erschallten: „Um Gottes willen, jetzt schießen sie auch noch mit Katzenköpfen!“

Als Herr Nolten endlich mit einbrechender Nacht und in Schweiß gebadet, die Stadt erreichte, waren die Straßen gefüllt mit freudig erregten Gruppen, und überall tönte ihm der Jubelruf entgegen: „Paris ist unser! Paris ist unser!“ und an vielen Häusern hatten sie Lichter vor die Fenster gestellt, und die Straße strahlte in einer improvisierten Illumination!

Als der Brauer sein ebenfalls beleuchtetes Haus erreichte und die Treppe hinaufstürmend die Stube betrat, fiel ihm seine Frau, vor Freude fast weinend, um den Hals und rief: „Herzens-Nolten, Paris ist unser!“

„Der Teufel ist unser!“ schrie Herr Nolten und stieß die entsetzte Frau von sich. „Lösche die Lichter aus und gieb mir ein Brausepulver.“ Und mit einem Seufzer ließ er sich in seinen Lehnstuhl fallen.

„Um Gottes willen, er ist verrückt geworden!“ schrie die Frau und schlug jammernd die Hände zusammen. „Johann, schnell zum Doktor! Margret, rasch in die Apotheke und hole mir Brausepulver!“

„Dageblieben!“ donnerte Herr Nolten und warf seinen Pelzrock ab: „Gieb mir ein Glas Schnaps, meine Zunge klebt mir am Gaumen und ich glühe vor Hitze!“

Nachdem er diese Herzstärkung zu sich genommen hatte, warf er seinen Pelzrock wieder um und stürmte zur Thüre hinaus, indem er seiner erstaunten Frau zurief: „Ich muß schleunig auf's Kasino!“

BLB Karlsruhe

Im Kasino zu L. ging es diesen Abend sehr stürmisch
Die ganze Stammtischgesellschaft war erschienen,
von dem Herrn Amtmann etwas Näheres über
glückliche Ereignis, welches die ganze Stadt in
frühr versetzt hatte, zu vernehmen. Aber der Herr
tmann wußte nichts. Er war ganz außer sich und
aufgeregt hatte man den sonst so ruhigen Mann
h niemals gesehen: „Nichts ist an der Sache, gar
ts! der reine Schwindel! Wir sind blamiert vor
ganzen Lande!"

„Aber in der ganzen Umgegend stürmen die Glocken?"
nte schüchtern der Herr Apotheker, „es muß doch
as an der Sache sein!"

„Unmöglich," erklärte der Herr Telegraphenbeamte.
ine solche Nachricht kann nur durch den Telegraphen
eben werden und nichts dergleichen ist eingetroffen!"

„Herr Bürgermeister," herrschte der Herr Amtmann,
er hat befohlen, daß gebeiert und geschossen werde?!"

„Ich — ich — weiß nicht," stotterte der Herr Bürger-
ister. „Als ein Reiter in die Stadt gesprengt kam,
der Nachricht: „Paris ist unser!" da stürmten
Leute ungeheißen nach der Kirche! Solch ein Beiern
he ich mein Lebtag nicht gehört,
d der Stadtartillerist, der seine
tzenköpfe schon seit 14 Tagen
aden hat, hat losgepfeffert ohne
laubnis!"

„Wo ist der Reiter, der die Nach-
t gebracht hat?"

„Er hat mir und ohne abzu-
gen beim Bärenwirt einen Trunk
nommen und ist wieder zurück-
prengt!"

„Eine falsche Nachricht offen-
r!"

„Ist auch meine Meinung," be-
tigte der Herr Bürgermeister.
ch habe den Polizeiwachtmeister
auftragt nach dem Urheber zu
schen!"

„Das ist ein Fall für Sie, Herr
erichtsrat! Gnade Gott, dem
elthäter!"

In diesem Augenblick erschien
err Nolten unter der Thüre und
it Entsetzen vernahm er die er-
utigenden Worte des Herrn Amtmanns.

„Kommen Sie her, wackerer Mann, umarmen und küssen wir uns."

„Ach, guten Abend, Herr Nolten!" sagte der Gerichts-
t, indem er dem unglücklichen Bracker freundlich
nickte: „Bringen Sie vielleicht eine Aufklärung
er den unerhörten Fall? Nicht? Wenn wir den
erl erwischen, der diese falsche Nachricht verbreitet,
c diesen Skandal angerichtet hat, — es soll mir
e wahre Wonne sein, ihn in's Zuchthaus zu
ingen."

Bei dieser angenehmen Aussicht drohten die Beine
s Herrn Nolten ihrem Besitzer den Dienst zu ver-
gen, und beinahe hätte er den Rückzug wieder ange-
ten; aber es war zu spät, denn von der ganzen
esellschaft wurde er freundschaftlich und unbefangen
grüßt, und mit dem ruhigen Bewußtsein, daß man
ine Ahnung von seinen Ängsten habe, nahm er den
n untern Ende des Tisches neben dem Herrn Prak-
tanten noch leeren Platz ein.

Er hatte sich aber kaum niedergelassen, da betrat
r Polizeiwachtmeister mit wichtiger Miene den
chauplatz:

„Herr Bürgermeister, eine gehorsamste Meldung!"

„Was? Wie? Wer?" tönte es erwartungsvoll aus jedem Munde.

„Wir haben ihn!"

„Wen? Rasch, heraus mit der Sprache!"

„Den Verbreiter der falschen Nachricht!"

„Wer ist's! Wo haben Sie ihn?"

„Ich hab' ihn noch nicht, er war nicht in seiner Behausung. Der Expreßreiter hat ausgesagt, im Dorfe F. habe . . . . ." Doch der Schlußsatz blieb dem würdigen Polizeibeamten im Munde stecken, und als sähe er ein Gespenst, starrte er nach dem untern Ende des Tisches. Endlich stotterte er, indem er den Arm ausstreckte: „Dort, dort unten sitzt er!"

„Was?" schrie der Herr Praktikant und sprang entsetzt in die Höhe. „Wer? — Ich?"

„Nein, der Herr neben Ihnen!"

Die ganze Gesellschaft war von den Sitzen aufgefahren: „Nolten? Sie, Herr Nolten? Unmöglich! Sprechen Sie! Es muß ein Mißverständnis sein!"

Herr Nolten machte einen Versuch, sich zu erheben, fiel aber kraftlos wieder in seinen Stuhl zurück. „Meine — meine Herren!" — stotterte er, und war eben im Begriffe, ein Bekenntnis seiner Schuld abzulegen, da, in diesem verhängnisvollen Augenblick stürzte der Telegraphenbote in's Zimmer:

„Herr Amtmann! Eine pressante Depesche!"

Der Herr Amtmann riß die Depesche auf, und jubelnd rief er: „Meine Herren, Paris ist gefallen, Paris ist unser!"

„Hurrah! Hoch, hoch! Paris ist unser! Gott sei Dank!"

Allgemeiner Jubel! Die Männer schüttelten sich die Hände und umarmten sich, und auch der verblüffte Herr Nolten wurde in die Umarmung mit hineingerissen.

„Paris ist gefallen!"

Auch Herr Nolten war gefallen, aber wie vom Himmel herunter.

„Herr Bürgermeister," rief der Herr Amtmann, „es ist richtig! Die Nachricht war nicht falsch. Lassen Sie läuten, lassen Sie kanonieren, allgemeine Illumination! Paris ist unser!"

„Herr Nolten," setzte er achtungsvoll hinzu, ich weiß nicht, welche Verbindungen Sie haben, daß es Ihnen möglich war, die Siegesnachricht früher zu erhalten als wir, — aber einerlei, — kommen Sie her, wackerer Mann, umarmen und küssen wir uns!"

Herrn Noltens Gesicht hellte sich auf wie die aufgehende Sonne, und an diesem gesegneten Abend war er der gefeierte Held.

Am andern Tage saß Herr Nolten beim Nachtische und schlürfte mit Behagen den Rest seiner Flasche Siegeswein Seine Gattin war bereits in das von der Frau Amtmännin rasch arrangierte Sieges-Kaffeekränzchen geeilt, um dort den Triumph ihres Mannes zu genießen, denn die ehrenvolle Einladung zu diesem Kränzchen ersten Ranges hatte sie offenbar nur ihrem seit gestern abend berühmt gewordenen Gatten zu verdanken. Herr Nolten hatte sonst keine Geheimnisse vor seiner Frau, ausgenommen solche, die nicht ausgeplaudert werden durften, diesmal aber fühlte er sich nicht berufen, seiner Gattin vollkommen klaren Wein einzu-

schenken, seine Berühmtheit wäre sonst dem ersten Kaffeekränzchen zum Opfer gefallen. Herr Nolten schwelgte förmlich in der Erinnerung an die Folgen des wunderbaren Zufalles, der ihn aus einer Patsche heraus bis auf die sonnige Höhe des Ruhmes gezogen hatte, und nach jedem Schlückchen Siegeswein wechselte er Liebesblicke mit einem neben seinem Teller liegenden offenen amtlichen Schreiben, nach welchem er in den schmeichelhaftesten Ausdrücken eine Einladung zu dem heute abend stattfindenden Siegesbankett erhalten hatte.

Da klopfte es an die Thüre, und auf das „Herein" drückten sich die beiden Glockenkünstler über die Schwelle. Sie waren offenbar unsicher, welcher Empfang ihnen werden würde, denn sie hielten sich ganz in der Nähe der offengelassenen Thüre und jeder suchte den andern vorzuschieben. Als aber Giärt das lachende Gesicht des Brauers erblickte, faßte er Mut, machte einen Kratzfuß und sagte: „'n Morgen, Herr Nolten, wir sind jetzt da wegen der Arbeit!"

„So, ihr Schlingel, habt ihr eure Räusche ausgeschlafen!" rief Herr Nolte und winkte sie lachend näher.

„Herr Nolten," sagte Willem und legte grüßend die Hand an die Stirne, „wer hat gestern keinen Rausch gehabt? Und erst wir beide? Haben wir nicht zuerst Paris erobert? Hahaha!"

„Und wie haben wir gebeiert," setzte Giärt lachend hinzu. „Und die Feuerspritze und der Herr Pastor, Hahaha! Es war doch ein Hauptspaß!"

„Ja, ja!" lachte der Brauer, „ihr könnt Gott danken, daß euer Streich so gut ausgefallen. Jetzt aber, und wenn wir Freunde bleiben wollen, das Maul gehalten! Morgen tretet Ihr die Arbeit an. Hier ein Thaler für ein Saueressen gegen den Katzenjammer! Gott befohlen!"

In der Stadt zerbrach man sich den Kopf nicht lange, wie es kam, daß Herr Nolten die Siegesnachricht früher erhalten habe, als der Herr Amtmann, man begnügte sich mit der Thatsache, und Herr Nolten genoß unbehelligt die Frucht des merkwürdigen Zufalles.

Nur der Herr Gerichtsrat schüttelte hie und da noch mißvergnügt den Kopf. Er hatte sich so sehr auf den Fall, einen Verbreiter falscher Nachrichten in seine Klauen zu bekommen, gefreut, und er hätte nichts dagegen gehabt, wenn Paris einige Tage später gefallen wäre, nur um den armen Brauer einstecken lassen zu können.

Pech!

Pech ist eigentlich kein eigentliches Unglück, aber ein uneigentliches, so ein in ganz kleine, klebrige Stücke zerbröckeltes. Pech hast du, wenn dein Butterbrot auf die Butterseite fällt, und fast alle Butterbröter thun so. Pech hast du, wenn du eine gelehrte, geistreiche Abhandlung geschrieben hast, und sandelst sie mit dem Tintenfaß. Pech hast du, wenn du die Briefkouverte verwechselst und deiner Waschfrau einen zärtlichen Liebesbrief schickst, deiner Angebeteten dagegen die erfreuliche Mitteilung machst: Sie soll dich in Ruhe lassen, du könnest sie jetzt nicht bezahlen. Pech hast du, wenn deine Geliebte grüßt und deine Perücke bleibt am Hute hängen. Pech hast du, wenn du — eben Pech hast. Fast jeder anständige Mensch hat Pech, hat solches schon gehabt oder wird solches haben. Wenn aber ein Schulmeister zu seinem herkömmlichen Pech auch noch Pech hat, dann ist das arme Opfer ein Pechvogel mit Eichenlaub. Der Herr Oberlehrer Ambros in Weinburg war so einer. Man nannte ihn dort Herr Kantor. Der Herr Kantor in Weinburg war ein tüchtiger Lehrer und ein geachteter Mann, und natürlich auch Vater einer zahlreichen Familie. Was ein rechter Schulmeister ist, thut's selten unter sechs Kindern. Der Herr Kantor aber hatte sieben. Dazu ein Gehalt von 1400 ℳ und kein Vermögen. Er suchte zwar seine Glücksgüter etwas zu verbessern, indem er den Honoratorenkindern des Städtchens die Geheimnisse der Regeldetri und anderer tiefen Wissenschaften in Privatstunden beizubringen suchte, aber trotzdem ging es trocken bei ihm her, und seinetwegen hätte Weinburg auch Wasserburg heißen können, denn den Wein kannte er nur vom Hörensagen, und außer alle Ostern beim „Abendmahl" kam selten ein Tropfen über seine Lippen. Doch schlug der brave Mann sich, seine Familie und — seine Schulbuben wacker durch.

Da traf ein Ereignis ein, das ihn in große Aufregung versetzte, und es war ihm zu Mute wie einem General, wenn der deutsche Kaiser dessen Truppen inspiziert. Der deutsche Kaiser war aber dießmal der Herr Schulinspektor, der gekommen war, die Weinburger Schule zu visitieren. Die Prüfung fiel, wie nicht anders zu erwarten war, günstig aus, denn der Herr Kantor hatte, wie ein richtiger General ebenfalls thut, für solche Ereignisse seine Buben und Mädchen gehörig einexerziert. Der Herr Schulinspektor, der nicht wie der Kaiser bei solchen Gelegenheiten Orden verteilen darf, schüttelte statt dessen dem Herrn Kantor die Hand und sagte: „Herr Kantor, ich bin zufrieden." Der Herr Kantor behauptete sogar, sein Vorgesetzter habe gesagt: „Ich bin sehr zufrieden;" doch wird dieses stark bezweifelt, denn ein solches „Sehr" wäre gleich bedeutend mit dem Kronorden in Brillanten um den Hals herum zu tragen. Doch dem sei wie ihm wolle, unser Herr Kantor war überglücklich, fast so glücklich, als wenn er die ihm seit 10 Jahren versprochene Zulage von 50 ℳ wirklich erhalten hätte.

In der heitersten Stimmung treffen wir ihn einige Stunden nach der „Parade" auf einem Jubelspaziergang in das freie Feld. Eben will er den Rückweg antreten, da kommen der Herr Schulinspektor und der Herr Pastor desselben Wegs. Ausweichen war nicht möglich, und warum auch? Der Herr Kantor trat an die Seite, grüßte ehrerbietig und wollte die Herren vorübergehen lassen. Doch diese machten Halt. „Guten Abend, Herr Kantor!" sagte der Herr Schulinspektor freundlich. — „Wir sind eben im Begriff, dem „Goldenen Löwen" in dem Dörfchen dort einen Besuch abzustatten. Man soll einen ausgezeichneten Achtundsechsziger trinken und der Frau Löwenwirtin ihre Schinken seien weltberühmt." Der Herr Schulinspektor küßte seine Fingerspitzen. — „Freilich, Herr Kantor, das werden Sie besser wissen wie ich, ha!"

Der Herr Kantor machte ein etwas verblüfftes Gesicht: „Achtundsechziger und Schinken!" Seine Mittel erlaubten ihm nicht einmal, von solchen Leckerbissen auch nur zu träumen. Doch ermannte er sich und stotterte: „Allerdings, aus — ausgezeichnet!" und wischte sich den Mund.

„Nun, Herr Kantor," nahm jetzt der Herr Pastor
us Wort, „Sie werden uns doch begleiten? Nach
n heutigen Strapazen," fügte er lächelnd hinzu,
wird Ihnen eine kleine Erholung wohlthun!"

„Natürlich begleiten Sie uns," sagte der joviale Herr
chulinspektor. „Nach der heutigen Schlacht, die Sie
glänzend gewonnen, müssen wir einen Siegesschoppen
iteinander trinken!"

Der Herr Kantor wurde feuerrot: Auf der einen
eite diese große Ehre, und auf der andern Seite
ine kleine Barschaft. Unwillkürlich fuhr er mit der
and in die Tasche und machte die überraschende Ent-
ckung von zwei Zehnern Nickel. Für eine Flasche
ier und eine Bretzel reichte es, und er konnte ja
esen außergewöhnlichen Aufwand heute vor seinem
Gewissen wohl rechtfertigen. Und — hatte nicht der
Herr Schulinspektor von einem gemeinschaftlichen
Siegesschoppen gesprochen? Am Ende wurde er
ar von den beiden Herren zu Gaste geladen? Ja, ja,
wird es sein. Der Gedanke an diese hohe Aus-
ichnung machte ihn schwindeln, und mit einer tiefen
Verbeugung und einem vor Vergnügen strahlenden
Gesichte nahm er die Einladung an.

Unter erheiternden Gesprächen langte die Gesellschaft
n „Löwen" an und ließ sich im „Herrenstüble" nieder.

Die beiden Herren ließen sich Schinken und Kopf-
ulat mit Eiern und eine
lasche 68er auftragen,
nd machten sich unver-
eilt an die angenehme
rbeit. Nach einer klei-
n Pause hatte der Herr
antor die niederschmet-
rnde Überzeugung ge-
onnen, daß die gehoffte
Einladung zu Wasser
eworden sei, und mit
nem schmerzlichen Blick
uf den 68er bestellte
r sich eine Flasche Bier
nd eine Bretzel.

Und der Herr Pastor nahm einen Schluck und schnalzte mit der Zunge.

„Ei," sagte der Herr
Pastor und hielt sein
volles Glas gegen das
icht, „ei, Herr Kantor,
Sie verschmähen die herrliche Gottesgabe? Wie mag man
Bier trinken, wenn so flüssiges Gold vor unsern Augen
perlt?" Und der Herr Pastor nahm einen Schluck und
chnalzte mit der Zunge.

„Und dieser herrliche Schinken," sagte der scherzhafte
Herr Inspektor und schob ein ansehnliches Stück in
en Mund, — „wahre Ambrosia. Schade Herr Pastor,
aß es im Himmel keine Schweine giebt. Und Sie,
Herr Kantor, Sie ziehen eine Bretzel vor?"

Der Herr Pastor machte ein etwas ernsthaftes Ge-
icht ob des frevelhaften Scherzes des leichtfertigen
Inspektors.

Der Herr Kantor aber hielt es für seine Pflicht,
uf den Scherz seines Vorgesetzten etwas zu lächeln
nd sein Gesicht zu einem heitern Anstrich zwingend,
totterte er: „Ich — ich bin etwas vo . . . vollblütig,
nd mein Arzt hat mir den 68er ver — verboten. Was
aber die Götterspeise Ambrosia betrifft, die ist nicht
für einen Schulmeister, obschon ich Ambros heiße.
Ha, ha, ha!"

„Ha, ha, ha! Sehr gut," lachten die beiden Herren.
„Sie sind ja ein wahrer Witzbold, Herr Ambros!"

Die beiden Herren hatten bereits die zweite Flasche getrunken, und bestellten sich die dritte, da dachte der Herr Kantor: „Jetzt ist's all eins," und ließ sich noch eine Flasche Bier kommen und noch eine Bretzel. Er konnte doch nicht so trocken dasitzen, während seine Vorgesetzten sich in eine joviale Stimmung hineintranken, und — der heimliche Zorn über seine vereitelte Hoffnung hatte ihn durstig gemacht.

Aber sein Budget war jetzt bedeutend überschritten. Doch, was thut's! Der ungewohnte Biergenuß hatte ihm Mut, hatte ihn förmlich leichtsinnig gemacht. „Der Wirt muß pumpen!" Mit diesem kühnen Entschlusse schlich er sich kurz vor dem Aufbruche in das Schenkstübchen, wo der Herr Löwenwirt sich ebenfalls eingehend mit seinem 68er beschäftigt und sich bereits in seine gewöhnliche gehobene „Abendstimmung" versetzt hatte.

„Herr Löwenwirt," sagte der Herr Kantor und klimperte leichtfertig mit seinen zwei Nickelstücken in der Tasche, „Herr Löwenwirt, — alles ausgezeichnet! Die Herren sind sehr zufrieden, und werden ihren 68er weiter empfehlen!" Nachdem er mit dieser diplomatischen Einleitung den Wirt in die richtige Stimmung hineingeschmeichelt glaubte, ging er zum Hauptangriff über: „Ich — ich habe zufällig nicht so viel — — werde das nächste Mal die Kleinigkeit!"

„Schon gut, schon gut," erwiderte der Löwenwirt und blinzelte verständnisvoll mit den Augen. „Kenne das, Herr Kantor. Hat kein Pressant."

Beruhigt kehrte Herr Ambros in das Herrenstübchen zurück. Unterwegs begegnete er dem Schulinspektor, der sich ebenfalls in die Schenke begab:

„Herr Wirt, prachtvoller Schinken. Eigene Schweinezucht? Bitte, meine Rechnung!"

Der Löwenwirt lüpfte geschmeichelt sein Käppchen: „Aufzuwarten, selbst gemästet, geschlachtet und geräuchert. Doch, was die Rechnung betrifft, — schon alles in Ordnung, Herr Inspektor."

„Schau, schau, der Herr Pastor!" murmelte dieser und steckte seine Börse wieder in die Tasche. „Na, der kann's ja machen mit seiner fetten Pfründe. — Gehen wir, Herr Pastor?" fragte er diesen, der eben in die Schenke trat.

„Wenn's Ihnen gefällig ist, ja. Schöner Abend zum Heimweg. Ich komme gleich. Will nur Hut und Stock und unsern Herrn Bretzel-Ambros holen. Ha, ha, ha!"

Der Herr Pastor trat an den Schenktisch: „Ein lustiger Herr, der Herr Inspektor. Herr Wirt, wos bin ich schuldig?"

Der Löwenwirt lächelte pfiffig und deutete nach dem Herrenstübchen: „Nichts, garnichts, Herr Pastor. Alles schon berichtigt."

Auch der Herr Pastor lächelte: „Na, meinethalben," dachte er, „der Inspektor kann's ja machen mit seinen fetten Diäten."

BLB Karlsruhe

Die drei Herren traten in heiterer Stimmung ihren Heimweg an. Sie hatten einen netten Abend verlebt und so — wohlfeil.

Einige Tage später wanderte der Herr Kantor wieder in den „Löwen“ hinaus, um seine Zeche zu bezahlen. Er hatte es genau berechnet und sich mit den nötigen Mitteln versehen: 2 Flaschen Bier à 20 ₰ und 2 Bretzeln à 6 ₰, zusammen 52 ₰, es mußte stimmen.

Wie erstaunte er aber, als ihm der Löwenwirt eine geschriebene Rechnung präsentierte.

„Da haben Sie sich aber viele Mühe gemacht wegen der Kleinigkeit,“ sagte er mit einem verlegenen Lächeln.

Bei einem Blick auf die Rechnung sah er aber zu seinem Schrecken, daß es sich keineswegs um eine Kleinigkeit handelte:

3 Flaschen 68er à 2 ℳ	6.— ℳ
2 Portionen Schinken à 70 ₰ . . .	1.40 „
2 Portionen Kopfsalat mit Eiern à 50 ₰	1.— „
2 Flaschen Bier à 20 ₰	—.40 „
2 Bretzeln à 6 ₰	—.12 „
Summa . .	8.92 ℳ

Er, der arme Schulmeister, sollte die ganze Zeche bezahlen. Es kam ihm in die Füße, er mußte sich setzen.

„Ist Ihnen nicht wohl, Herr Kantor?“ fragte der Wirt besorgt.

Herr Ambros hatte sich wieder gefaßt. Da war nichts zu machen. Er mußte in den sauern Apfel beißen.

„Ich — ich, bin ganz wohl. Ein bischen angegriffen von — von dem Marsche. Und, — ha, ha, ha! — jetzt merke ich aber, daß ich meine Bö . . . Börse zu Hause gelassen habe. Wie kann man so vergeßlich sein!“

„Hat nichts zu sagen,“ sagte der höfliche Wirt. „Hat kein Pressant, Herr Kantor.“

„Herr Löwenwirt, einen Schnaps, wenn ich bitten darf.“

Der Herr Kantor setzte sich und seine Familie einen ganzen Monat lang auf schmale Kost, um dem Herrn Inspektor und dem Herrn Pastor ihren Schinken mit Kopfsalat bezahlen zu können, und um den 68er, den sich die Herren schmecken ließen, verdauen zu können, brauchte er 4 Wochen lang die „Brunnenkur.“

Die quittierte Rechnung hob er sorgfältig auf als ein „teures“ Andenken, und versah sie mit der Überschrift:

„Pech!“

Nägel.

Doppelt genäht hebt besser, und doppelt genagelt auch. Wenn man aber nur einfach nageln will, und es soll doch besser heben, so nimmt man keinen Nagel, sondern eine Schraube, und wenn man keine Schraube hat, so schlägt man den Nagel durch das Brett durch, und klopft auf der andern Seite die Spitze krumm. Das sind nun bekannte Sachen. Da hat aber ein Amerikaner eine Erfindung gemacht, bei der man nichts krumm zu schlagen braucht, und die noch nicht bekannt ist. Nämlich, wenn man in das Löchlein, das man für den Nagel gebohrt hat, ein Schrötlein oder ein Körnlein Sand hineinwirft, so krümmt sich, wenn man den Nagel einschlägt, seine Spitze und dringt hackenförmig in das Holz ein, und ein solcher Nagel soll so gut halten wie eine Schraube. Man kann's ja probieren.

Die Bärenhaut

von Balduin Möllhausen.

ie einst zu Wa[illegible] und zu Land, [illegible] wandere ich jetzt [illegible] Geiste das gram[illegible] panzerte norwe[illegible] Hochland, das [illegible] der unergründ[illegible] Fjorde und hinm[illegible] strebender Gletscher, das Land der weißschäumenden [illegible] und donnernden Wasserfälle, der düstern Tann[illegible] wälder und lichtgrüner Birkenhaine. Ich verg[illegible] wärtige mir eine jener düstern nordischen Balkens[illegible] deren eigentümliche massive Einrichtung gewisser[illegible] die zähen, eisenharten Gestalten ihrer Bewohner [illegible] spiegelt. Schwer ruhen die festgefugten, harzr[illegible] Tannenblöcke aufeinander. Niedrig hängt die r[illegible] geschwärzte Decke. Was an Möbeln vorhanden: [illegible] lange Tisch, die Bänke, die Bettstellen, die wunde[illegible] geschnitzten Schränke, Truhen und Sessel, sogar [illegible] mit den Wänden vereinigten Tragebretter, alles s[illegible] für kommende Jahrhunderte berechnet zu sein, in [illegible] dunkelbraunen Farbe von entschwundenen Jahrhunder[illegible] zu erzählen.

Einfache Lattengerüste, zum Trocknen [illegible] Kleidungsstücke bestimmt, reichen in der Nähe [illegible] Herdes von den gewaltigen Trageballken bis in Mann[illegible] höhe nieder. Unablässig sendet das offene Feuer [illegible] Rauch in den rußigen Schornstein und an diesem [illegible] bei zur Decke empor, wo er träge Luftlöchern und [illegible] zukriecht. Je älter solche Balkenstuben, um so m[illegible] veranschaulichen sie den charakteristischen urnordi[illegible] Geschmack, um so verständlicher erinnern sie a[illegible] von wilden Sagen durchwobene Vorzeit. Doch [illegible] wie damals, furchtlos und kampfbereit, gleichw[illegible] im plötzlich entbrannten Streit unter sich, oder in [illegible] Verfolgung zur gefährlichen Gegenwehr ge[illegible] Wildes, sind noch heute die Söhne der das [illegible] Hochland durchschneidenden Schluchten und [illegible] erweiterungen. Zornig einherschäumende Gew[illegible] Lawinen und Bergstürze haben seit frühester Kind[illegible] sie vertraut mit Gefahren gemacht; sie wurden g[illegible] im steten Ringen mit den Elementen, haben [illegible] zu jeder Stunde auf harte Schläge aus heiterm [illegible]

faßt zu sein. Und dennoch, wie tief wird der eine er der andere zuweilen durch einen solchen gebeugt! Von Fjarland, einem großen Dorf in der Nähe des rdlichsten Winkels des Fjarlandfjords aus trug mich leichtes Karriol in die von himmelhohen Felsen achtvoll eingeengte Schlucht hinein, welche als Veitisndscaar gewissermaßen die Fortsetzung des Fjords det. Ein Eisfeld, von dem Supphelle-Gletscher fast zur Wasserhöhe des Fjords entsendet, leuchtete ter grünbewaldeten Abhängen hervor mir entgegen, d dorthin stand mein Sinn. Eine kurze Strecke r ich auf schwerzugänglichem Wege in die Schluchtindung hineingefahren, als zwischen Gärten und streutliegenden Gehöften der Skutsjunge mir riet, Rest des Weges zu Fuß zurückzulegen. Gleich rauf schritt ich an einem von mehreren Ställen umgten altertümlichen Holzgebäude vorüber. Das seltne Haus lockte mich an; es erwachte der Wunsch, ch dessen Inneres kennen zu lernen. Ein weißariger, hochbetagter Mann war auf dem Hofe chäftigt. Auf meine Bitte um ein Gläschen Wachlderbranntwein forderte er mich auf, näherzutreten, d ein wenig später befand ich mich in einer der n geschilderten Balkenstuben. Eine Frau von etwa hsunddreißig Jahren, in ihrem Antlitz die untrügen Spuren vor der Zeit verwischter hoher Schönt, war am Feuerherd beschäftigt. Meinen Gruß ntwortete sie höflich, jedoch mit einem Ernst, der ch unheimlich anwehte. Mit derselben Starrheit chte sie mir auf das Geheiß des alten Mannes den unk, worauf ich hinter dem langen Tisch Platz hm. Doch bald gewann ich die Empfindung, als meine Anwesenheit störend wirke; ich rüstete mich er zum Aufbruch. Die Bezahlung wurde abgelehnt, in Scheidegruß von der stillen Frau finster erwidert. ch der alte Mann, der mich hinausbegleitete, trug en gleichsam feindseligen Ernst zur Schau. In nselben Augenblick, in welchem ich die Hausthürwelle überschritt, traten zwei heitere Mädchengestalten . Sie schienen noch keine Sorgen, keinen Gram nen gelernt zu haben. Obwohl die Töchter der llen Frau, rief es den Eindruck hervor, als ob sie it ihren lachenden Gesichtern nicht in das Haus hinein hörten. Ich hatte mich kaum von dem Greise trennt, als ein jüngerer Mann mich begrüßte. Meine age nach dem Wege beantwortete er in deutscher prache. Ein Wort gab das andere, und so erfuhr , daß er als Seemann auf deutschen Schiffen fahren, jetzt aber seinen dauernden Wohnsitz in Fjarnd aufgeschlagen habe. Vom Hofe hinunterschreitend urde ich einer Bärenhaut von ungewöhnlicher Größe sichtig, welche unterhalb eines weit vorspringenden talldaches auf die Holzwand befestigt worden war. h wollte sie genauer betrachten, als der Mann mich stig mit sich fortzog.

„Das ist ein böses Ding," erzählte er, indem wir s durch das Gatter auf die Straße hinausbegaben; ch wünsche, die Haut hinge wer weiß wo, nur nicht r vor den Augen der armen Frau. Die sieht sich ch den Tod daran ab."

Meine Neugierde wurde rege. Ich fragte nach den hern Umständen der rätselhaften Andeutungen, und geschah es, daß er sich entschloß, mich nach dem isfelde zu begleiten. Gezwungen, auf schmalen Pfade s hintereinander durch Gebüsch zu drängen, stockte e Unterhaltung alsbald wieder, und am Fuße des n gewaltigen Geröllanhäufungen begrenzten Eisfeldes sselte die wunderbare Naturumgebung mich in einem Maße, daß ich die stille Frau, den finstern Greis, die Balkenstube samt der Bärenhaut vergaß. Ein Weilchen kletterte ich auf dem Geröll und dem Rande des Eisfeldes umher, dann ließ ich mich eine kurze Strecke vor demselben auf einem kleinen Hügel nieder, wo ich mit Zeichnen mich beschäftigte.

Und welch wunderbares Bild lag da vor mir! Bis zu einer gewissen Höhe lieblich eingerahmt von Fichten und Zwergbirken dehnte das massive Eisfeld sich Tausende von Fußen hinauf aus. Dort erhoben sich, wie gewaltige Riesen der Vorzeit, schwarze schroffe Felsmauern, über welche der Schnee des Winters, von dem Gletscherfelde niederwärts gesendet, dem Eisabhange Ersatz für die durch sommerliche Wärme erlittenen Verluste zuführte. Über diese Felsen hinaus aber ragte das azurfarbige Zackengewirre des Supphelle-Gletschers, der südwestlichen Fortsetzung des siebenzehn Meilen langen Jostedal-Brä. Wie kontrastierte das zarte grünlich angehauchte Azur zauberisch zu dem tiefen Blau des Himmels! Wie funkelten die Sonnenstrahlen zwischen den bizarren Eisgebilden! Zahlreiche Bäche, hin und wieder unterwühlte Eismassen donnernd und stäubend hinabreißend, brausten in jähem Sturz aus der Höhe an den schwarzen Felsmauern vorbei und durchbrachen an deren Fuß das massive Eisfeld, um sich unterhalb desselben zu einem wütenden Strome zu vereinigen. Und dies Farbenspiel der nackten Granitmassen, der üppigen Vegetation und des blendend weißen vereisten Schnees! Dicht vor mir aber, wie aus einer blauen Grotte, toste der milchig gefärbte Gletscherstrom mit unwiderstehlicher Gewalt hervor und mit grobem Geröll spielend, um meinen Hügel herum. Wie das brandete, rauschte und polterte! Neben mir saß der Norweger. Seine Pfeife brannte. Mit den Blicken die unter meiner Hand entstehenden Linien verfolgend, erzählte er in seiner ruhigen Weise:

„Jene Bärenhaut ist mit Recht ein böses Ding, und ich sag's zum andern Mal: die arme Frau sieht sich den Tod d'ran ab. Wollt's aber jemand heimlich entfernen, möcht's noch schlimmer sein. Vom Fenster und von der Hausthür aus kann sie es sehen. Morgens ist's ihr erster, abends ihr letzter Blick. Das arme Weib. Ja, das war ein harter Schlag, der sie traf; um so schwerer, weil er unvermutet kam. Stirbt jemand in seinem Bett nach langer Krankheit, so erhält man sein Stück Trauer vorweg und überwindet das Scheiden leichter. Dagegen gestern frisch und munter, und heute tot und kalt, erdrückt und gemordet von wildem Getier, das muß grausam in's Mark einschneiden. Und dann die Nebengedanken, die 's Gewissen nicht wollen zur Ruhe gelangen lassen, mag immerhin kein ordentlicher Sinn d'rin liegen.

„Die Gerda Klaus, ich meine nämlich die stille Frau auf dem Gehöft des alten Klaus, bei welchem Sie eben vorsprachen, war zu ihrer Zeit das schönste Mädchen weit und breit. Kein Wunder, daß die jungen Leute nach ihr gingen und jeder sie für sich zu gewinnen trachtete. Einer konnt's indessen nur sein, und da gab's dann einen Zwiespalt, indem die Gerda es mit einem jungen Seemann, dem lustigen Björge hielt, wogegen ihr Vater darauf aus war, daß sie den Erich Sven heiraten sollte. Der war ebenfalls ein stattlicher Bursche, wenn er auch hinter dem Björge zurückstand. Aber 'nen andern Vorteil besaß er, und das war 'ne Yacht und 'n paar tausend Kronen, während der Björge nicht viel mehr, als gesunde Knochen sein Eigentum nannte. Da konnt's nicht wundern, daß der alte Klaus, als Björge um die Gerda in allen

Ehren anhielt und seine Absicht kundgab, ein Ende mit dem Seefahren zu machen und ein ordentliches geruhiges Leben zu führen, ihn fragte, womit er 'nen eigenen Hausstand begründen wolle. Die Gerda sei wohl sein einzig Kind, allein er denke nicht daran, sie dem ersten besten zu geben, der mit leeren Händen komme. Das wurmte den Björge mächtig, aber er hielt an sich um des Mädchens willen und meinte — wir beide waren nämlich befreundet und er erzählte mir alles haarklein, — er würde noch einmal in die Welt hinausziehen und mit vollen Taschen heimkehren, und ob Klaus ihm und seiner Tochter dann noch hinderlich sein würde. „Zählst du nach Jahr und Tag, und dauert es auch länger, dreitausend Kronen hier auf, so gehört das Mädchen dir, und dann mögt ihr euch nach Herzenslust auf meinem Hofe einrichten," antwortete der alte Mann mit 'nem festen Faustschlag auf den Tisch, daß es klang, wie lautere Wahrheit. Aber er war von jeher nach dem Gelde und wußte, daß er mehr forderte, als zu leisten einem einfachen Seemanne möglich. Doch der Björge hatte guten Mut, und besaß er ihn nicht, so las er ihn aus den Augen des Mädchens und deren Mutter die ihn um des Glückes ihres Kindes willen gar gern als ihren Schwiegersohn aufgenommen hätte. Er reichte also den alten Leuten die Hand und beschwor nicht eher heimzukehren, als bis die dreitausend Kronen voll seien, und vor ihren Augen küßte er die Gerda, u. seine Braut nannte er sie, die er gewinnen wolle, und müßte er deshalb die Erde zehnmal umschiffen. Wie zwei gute Liebesleute verabschiedeten sie sich auch voneinander unter manchem Gelöbnis ewiger Treue, und schon folgenden Tages wanderte der Björge nach Bergen hinunter, wo er auf einem Amerikaner anmusterte.

Wild funkelten seine Augen auf jeden einzelnen von uns.

„Die Gerda war seitdem recht traurig geworden; allein die Hoffnung auf ein glückliches Wiedersehen erhielt ihren Lebensmut frisch, und trug noch etwas zu ihrem Trost bei, so war's, daß ihr Vater selber beteuerte, er wünsche, es möchte dem Björge nicht schwer werden, seine Aufgabe zu 'nem guten Ende zu bringen. Dabei hielt der alte Mann gute Freundschaft mit dem Erich, und manchen Abend des Winters verlebten sie beisammen in der Balkenstube, ohne daß von ihren frühern Plänen die Rede gewesen wäre. Und im Grunde war der Erich 'ne rechtschaffene Natur, und da er in der Gerda die Braut eines anderen sah, möcht' er schwerlich oft gekommen sein, hätte der Klaus ihn nicht mit Gewalt herangezogen.

„So verstrichen fünf, sechs Monate, als der alte Mann eines Tages von Bergen heimkehrte und die Nachricht brachte, daß der Amerikaner, auf welchem der Björge sich verheuerte, mit Mann und Maus zu Grunde gegangen sei. Ich selber war zugegen, aber ich ging, weil's mir durch's Mark schnitt, die Gerda so schrecklich jammern und klagen zu hören, zu vernehmen, daß sie ihren eigenen Vater anklagte, den Tod des armen Björge verschuldet zu haben. Jung, wie sie war, fügte sie sich indessen in das Unabänderliche, die Eltern redeten ihr auch wohl tröstlich zu und sprachen davon, daß sie selbst recht alt würden, das Gehöft nicht herrenlos werden dürfe und keine schlimme Zukunft vor 'nem einsamen alten Mädchen liege, gerade kein Jahr war seitdem verstrichen, da wurde sie von dem Herrn Pfarrer in Fjarland mit dem Erich zusammengegeben.

„So munter wie in frühern Tagen war sie freilich nicht mehr; denn das Bild des toten Björge mochte ihr vorschweben, allein wie 'ne Unglückliche sah sie ebenfalls nicht aus. War doch nur das Geschick wider sie gewesen, und das durfte sie nicht hindern, anders und damit auch sich selbst zur Freude zu leben. Und der Erich war ein guter Mann für sie, und als zwei kleine Mädchen den Hausstand vergrößerten, da schaute sie wieder so lebenslustig drein wie nur je in ihren besten Tagen.

„Der Jahre fünf waren verronnen, und der Herbststurm fegte dem gelbe Blätter von den Bäumen, als eines Abends die ganze Familie in der Balkenstube beisammensaß. Ich selber war gerade zum Besuch dort. Bei 'nem Glase Wachholder und 'ner guten Pfeife Tabak flossen uns Männern die Worte von den Lippen, als plötzlich die Hausthür ging und auf dem Flurgang hastige Männerschritte vernehmbar wurden. Da zog's denn wie 'ne böse Ahnung durch den Raum, daß wir schwiegen und auf die Thür starrten, als wäre ein Gespenst von dorther zu erwarten gewesen. Und besseres als ein Gespenst war's nicht; denn die Thür hatte sich kaum geöffnet, als Gerda mit einem schrecklichen Angstruf emporsprang, dann aber, um nicht zusammenzubrechen, sich mit beiden Händen an den Tisch stützte und sich so regungslos verhielt, wie die Gletscherzacken da oben. War mir aber der Schauer durch's Mark gefahren, so überlief mich bei ihrem Anblick ein Schauder. Totenbleich war ihr Angesicht geworden; ihre Augen schienen förmlich hervorzuquellen, und über ihre Lippen zog der Atem wie bei jemand, der um's Leben ringt. Und doch war niemand imstande, ihr beizuspringen oder auch nur ein Wort von sich zu

en, so hatte der Schrecken sich auf uns alle gelegt. d zum Erstaunen war's nicht; denn in der Thür nd Björge leibhaftig und mit einem Gesicht so rot, 's bei 'nem Geist nicht möglich gewesen wäre. ild funkelten seine Augen auf jeden einzelnen von 3; — ich betrachtete ihn nämlich genau, — auf den Klaus r, wie um ihm an's Leben zu gehen, daß der alte ann schier zitterte und bebte. Als er indessen der den Kinder ansichtig wurde, die so unschuldig nebenander in ihrem Bette schliefen, schwand die Farbe 3 seinem Gesichte, daß eine gekalkte Wand nicht ißer hätte aussehen können. Damit kehrte auch seine rmunft zurück, daß er nicht gleich ein Unglück anztete, und mit 'ner Sicherheit trat er an den Tisch, ob er sich unter seinem eigenen Dach befunden te.

„Bis dahin war kein Wort gesprochen worden. nn aber legte er ein Schriftstück dicht vor den alten ann auf den Tisch, und noch heute meine ich's zu cen, wie er ihn mit 'ner Stimme anredete, die so neidend scharf wie ein Messer, und dennoch ruhig, hätt's sich um's Wetter gehandelt.

„„Klaus,““ hob er an, „„hier ist die Quittung über dreitausend Kronen. Sie können zu jeder Zeit in rgen erhoben werden. Ich hab' mein Wort gehalten, b' meine Treue bewahrt. Den Preis für mein ges Mühen und Schaffen gabst du einem andern. ie's kam, das hörte ich drüben im Dorf, und da ging hierher, um dir zu sagen, daß ohne deine Lüge Gerda eines andern Weib geworden wäre. Sie mußte mich tot halten und das änderte die Sache. Freilich, tte sie sich in's Grab gelegt gehabt, so wäre mein rz mit ihr begraben worden. Du hast mich belogen, rogen, um meine Ruh' bestohlen, das soll sich an rächen; ich rufe unsern Herrgott zum Zeugen an. en's trifft, mich kümmert's nicht länger, aber unter ses Dach soll ein Fluch einziehen, der noch in deiner desstunde an deinem Gewissen fressen wird.““

„Ja, so sprach der Björge, während wir alle dazen und kaum zu atmen wagten. Denn es lag in ner Art 'ne seltsame Ruhe, daß man sich in Achtung r ihm hätte verneigen mögen. Mit derselben Ruhe hm er das Schriftstück wieder an sich und ohne ch rechts oder links zu schauen, ging er auf den Hof aus. Ein Weilchen lauschten wir auf seine Schritte, d dann erst brach's wie neues Leben auf uns herein. erda schlug sich mit beiden Händen vor die Stirne d sank auf ihren Stuhl zurück. „„Belogen! Behlen!““ rief sie laut aus, daß die beiden Kinder wachten und jämmerlich zu weinen begannen. Doch, sie stets eine zärtliche sorgsame Mutter gewesen, zt achtete sie nicht auf die Kinder. Sie konnte nur ch schluchzen wie von Krämpfen befallen, während alte Mann auf seine gefalteten Fäuste starrte und Mutter dasaß wie jemand, dem's Entsetzen die rmunft raubte. Indem aber der Erich neben sie trat und tröstlich den Arm um ihre Schultern legte, hr sie vor ihm zurück, als hätte seine Berührung sie e glühendes Eisen gebrannt.

„„Belogen und bestohlen von meinem eigenen Vater! elogen und bestohlen von dem Vater meiner Kinr!““ schrie sie, und was weiter folgte, weiß ich nicht. eimlich schlich ich hinaus, und Monate ließ ich vorergehen, bevor ich's über mich gewann, wieder einal bei dem Klaus vorzusprechen.

„Der Björge hatte sich unterdessen nach Fjarland rückbegeben, und zum Erstaunen war's nicht, daß jener Nacht eine gewaltige Veränderung mit ihm vorging. Aus dem nüchternen sparsamen Burschen war plötzlich ein wilder gefährlicher Mann geworden, der für alles Rechtschaffene nur noch Hohn und Spott hatte. Seinen Geldschein setzte er in klingende Kronen um, und die verpraßte und verschwendete er in einer Weise, daß die ehrlichen Leute sich in Furcht von ihm wendeten. Und doch gab's wohl keinen, der ihn in seiner Verzweiflung nicht bedauert hätte. Und 'ne rechte Verzweiflung konnte es nur sein, was ihn mit Gesundheit und Leben spielen machte, als hätte er sein Ende mit Gewalt herbeiführen wollen.

„So trieb er's mehrere Wochen und sein Geld mochte auf die Neige gegangen sein, als er eines Tages verschwunden war. Einzelne meinten, daß er sich selber ein Leid angethan habe, und zum Erstaunen wär's nicht gewesen nach seinen sträflichen Reden — andere wollten ihn auf dem Wege nach Bergen gesehen haben, Sicheres wußte indessen niemand, und so wurde er bald vergessen. Nur die arme Gerda gedachte seiner wohl noch mit rechter Todesangst, denn die gesunde Farbe, welche sie an jenem Abend von ihrem Angesicht verlor, die wollte nicht mehr zurückkehren. Auch schweigsam war sie geworden. Mit ihrem Vater soll sie lange Zeit kein Wort gewechselt haben, und mit dem Erich erst, nachdem sie inne geworden, daß er an des Björge Unglück nicht schuldig gewesen. Der Erich aber ging ihr in allem treu zur Hand, wie ein ordentlicher Ehemann, und da mochte sich allmählich wieder ein gutes Einvernehmen zwischen ihnen eingestellt haben. Wenn's nur so geblieben wäre. Doch der Fluch, welchen Björge bei seinem Scheiden ausgesprochen hatte, der konnte nicht rückgängig gemacht werden, der mußte sich erfüllen.

„Abermals folgten sieben oder acht Jahre der Ruhe aufeinander, und Björges Name wurde kaum noch von jemand genannt, als er wiederum eines Abends unversehens in Fjarland auftauchte. Ja, er war wieder da, als hätte ihn der Fjord ausgespien, aber kaum, daß man ihn wiedererkannte. Hager und vom Wetter zerrissen, schien er um dreißig Jahre älter geworden zu sein. Es mußte ihm in der Fremde sehr schlecht ergangen sein, denn an seiner Bekleidung sah's ihm jeder an, daß jetzt keine dreitausend Kronen in seiner Tasche klirrten. Er führte eine lange Büchse bei sich, und außer der mochte er nicht viel sein Eigentum nennen. Auch stiller war er geworden, das Lachen hatte er gänzlich verlernt, und sprach er mit jemand, so geschah's mit 'ner Sanftmut, daß er's Mitleid dadurch wachrief. Frei erzählte er, daß er die langen Jahre in 'nem andern Weltteil verbracht und sein Leben mit beschwerlichen Jagden gefristet habe. Dann sei die Sehnsucht nach den nordischen Bergen und Fjorden in ihm rege geworden, und die habe ihn gepeinigt Tag und Nacht, bis er sich endlich entschlossen habe, heimzukehren, um wenigstens da begraben zu werden, wo er in seinen Kinderschuhen herumgelaufen sei. Auch um Arbeit hielt er an, und die wendete man ihm gern zu, schon allein von wegen der alten Erinnerungen und weil jeder sah, daß der Todeswurm an ihm nagte. Mit dem Erich traf er ebenfalls zusammen, und dem trug er auf, seiner Frau, der Gerda zu sagen, sie möchte glauben, der wilde Björge sei vor vielen Jahren gestorben, und es sei ein Fremder, wenn er ihr begegne und sie so obenhin begrüße. Des Klaus Namen nannte er indessen nicht, auch nicht den der alten Frau, allein das wunderte den Erich kaum und hinderte ihn nicht, ihm Geld anzubieten, wenn er dessen bedürftig sein sollte. Da soll's freilich aus seinen Augen geblitzt

haben, wie nichts Gutes, und dennoch klang seine Stimme friedlich, als er erklärte, um keines Menschen Wohlthat, sondern nur um Gelegenheit zur Arbeit benötigt zu sein. Und ich sag's zum andern Mal: Arbeit fehlte ihm nie. Half er nicht beim Ackerbestellen und Heuwerben, so legte er beim Fischen 'ne Hand mit an; und packte ihn finstere Schwermut, daß die Leute ihn schier fürchteten, so wanderte er mit seiner Büchse in's Gebirge, um mit 'ner Ladung Schneehühner oder 'nem Renntier heimzukehren. Und ein feiner Jäger war er in der Fremde geworden; denn that er sich mit einem oder mehreren zu 'ner Jagd zusammen und die hörten den Knall seiner Büchse, so sagten sie — ich selber war oft genug dabei — „„der Schuß lieferte ein Stück Fleisch.““

„Der Winter war wieder hereingebrochen, — und drittehalb Jahre mag's jetzt her sein — und weil's mit Ackern und Fischen nichts mehr, verbrachte er die meiste Zeit im Gebirge. Da kehrte er eines Tages mit der Nachricht heim, daß er einen Bären in seinem Winterlager aufgespürt habe. Er meinte, es sei ein gar grimmiger alter Bursche, und da möchte er die Jagdlust mit einigen unverzagten Gefährten teilen. Ich selber war auf der Stelle bereit, und als er vermutete, dem Erich sei ebenfalls daran gelegen, säumte ich nicht, ihn und drei andere aufzufordern, uns zu begleiten. Die Vorbereitungen waren bald beendigt, und schon folgenden Morgens in aller Frühe begaben wir uns auf den Weg in den Veitistrandscaar hinein. Unsere Decken und Lebensmittel auf drei Tage hatten wir auf einen Schlitten geladen, und den zogen wir abwechselnd zu zweien, und harte Arbeit war's obenein auf dem tiefen Schnee, in welchen wir oft genug bis unter die Arme einbrachen. Der Björge war indessen ein guter Führer; jeden kleinen Vorteil verstand er ordentlich auszunutzen, und so kamen wir immerhin schnell genug vorwärts. Die erste Nacht verbrachten wir unter 'nem überhängenden Felsen vor 'nem hellen Feuer. Da waren wir noch munter und guter Dinge, und am wenigsten ahnte jemand, daß unsere Lust nur zu bald ein schreckliches Ende nehmen würde. Freilich, der Björge muß es gewußt haben, darauf nehme ich das heilige Abendmahl; denn der sah aus so bleich und krankhaft, daß sein Angesicht förmlich leuchtete, und als wir fragten, was es mit ihm sei, da lachte er unheimlich und heiser. Als wär's ihm schwer geworden, erzählte er, daß es ein alter Fehler an ihm, er schon manchen Bären auf der andern Seite des Meeres bekämpft habe, jedesmal aber vorher in eine erschreckliche Aufregung geraten sei. Und weshalb hätten wir ihm das nicht glauben sollen? Dagegen redeten wir ihm lustig zu, und weil er so seltsam ins Feuer stierte und keine Antwort mehr gab, ließen wir ihn endlich ganz gewähren.

„Folgenden Morgens waren wir wieder früh in Bewegung, aber noch bis zum Nachmittag wanderten wir, bevor Björge erklärte, daß wir zur Stelle seien. Auf seinen Rat ließen wir den Schlitten zurück, worauf er uns voraus in eine schmale Seitenschlucht hineinschritt, in welcher wir uns mühsam zwischen tief verschneiten Tannen hindurchwinden mußten. Doch wir alle waren Jäger, und 'nem ausgewachsenen Bären begegnet man zu selten, um nicht den letzten Atemzug d'ran zu setzen, ihn für alle Zeiten zahm zu machen. Nach 'ner halben Stunde hielt Björge an. Ein Weilchen spähte er im Kreise, und als er keine Fährten entdeckte kehrte er sich uns wieder zu, die wir kaum noch 'nen lautern Atemzug von uns zu geben wagten.

„„Er hat sich noch nicht von seinem Lager gerührt,“ sprach er leise, und ich meinte, daß ihm das Blut aus Augen und Ohren hätte springen müssen, so hat rötete sich sein Angesicht; dann fügte er hinzu: „„Geschah's aber, so könnte er sich nur tiefer in die Schlucht hineingeschlichen haben, und da liegt der Schnee locker, daß er ihn nicht trägt.““

„Zuversichtlich genug klang seine Rede, doch ma Bär sich eigentlich verborgen hielt, verriet er noch nicht. So blieb uns nur übrig, seine Ratschläge für uns gelten zu lassen und dahin zu gehen, wo er uns schickte. Wir sahen wohl vor uns 'n wirres Gewirre von umgebrochenen und noch aufrecht stehenden Tannen und alles mit dicken Schneelagen überdacht, allein um darin ein Tier ausfindig zu machen, hätten wir mit andern Augen, als denen eines sterblichen Menschen ausgerüstet sein müssen.

„„Der Erich soll die Ehre haben, den ersten Schuß auf ihn zu thun und ihn von seinem Lager zu treiben,“ sprach Björge darauf wieder, „„ich selber zeige ihm das Merkmal, auf welches er seine Kugel setzen mag,“ und das klang so vernünftig, daß niemand 'nen Einspruch erhob. Ich und ein Gefährte wurden dagegen angewiesen, dem Bären den Ausweg aus der Schlucht zu verlegen, während zwei Mann ein wenig höher nach den Abhängen hinaufkrochen, sich dort festsetzten und zum Feuern bereit machten. Jetzt erst, nachdem jeder seinen Posten eingenommen hatte, riet Björge dem Erich, hart an seiner Seite zu bleiben, und nun vorsichtiger als bisher, wühlten sie sich durch den lockern Schnee tiefer in die Schlucht hinein. Die Zurückbleibenden behielten sie unterdessen scharf im Auge, um den Zeitpunkt nicht zu verfehlen, wenn an uns die Reihe kommen sollte. So verstrich eine Weile, und mir schien's fast, als ob wir für 'nen sicheren Schuß zu weit voneinander getrennt seien, als Björge dem Erich ein Zeichen gab, worauf beide sich niederkauerten und in das sich vor ihnen auftürmende Gewirre von Tannen hineinspähten. Was sie sich gegenseitig zuraunten, hat niemand erfahren; aber zuletzt lag's, daß der Bär sich vor ihnen befand und der Björge ihn mit der ausgestreckten Hand zwischen dem beschneiten Gezweig hindurch dem Erich zeigte. Wie's kam, das weiß es nicht; allein ich hatte so meine Gedanken, daß die Sache wohl recht gefährlich sein möchte; denn erstens war's in der Schneehöhle zu dämmerig zu 'nem feinen Schuß, und dann hat's noch immer seine Schwierigkeiten gehabt, an einem zum Schlaf zusammengerollten Bären die Stelle ausfindig zu machen, auf der die Büchsenkugel das Leben berührt. Doch ich gab mich zufrieden, weil der Björge auf der Jagd nicht leicht 'nen Mißgriff beging und die Natur des wilden Getiers besser kannte, als unsereins. Auch war 'ne Art Jagdfieber über uns alle gekommen, und dann überlegt der Mensch nicht viel.

„Endlich hatten die beiden sich also geeinigt. Erich machte sich schußfertig, wogegen Björge zur Seite schlich und vor unsern sichtlichen Augen verschwand. Nur seine Pelzmütze ragte noch ein wenig hinter dem Schneewall hervor, und 'ne Minute dauerte es dann noch, bis er sie um's Haupt schwang, und das galt dem Erich als Zeichen. Unverzagt hob er die Büchse, und mit angehaltenem Atem beobachteten wir ihn, wie er sorgsam zielte. Mir schienen die paar Sekunden 'ne halbe Ewigkeit zu sein, und als der Schuß krachte, da sah ich mir die Augen aus dem Kopf, um alles mit 'nem einzigen Blick zu fassen, was sich mit 'nem schrecklichen Schnelligkeit vor uns abspann. Auf den

huß war Björge nämlich auf einen umliegenden um gesprungen und hatte zugleich die Büchse an Schulter gerissen. Ebenso schnell war aber auch verwundete Bär mit wildem Schnauben aus seinem rsteck hervorgebrochen und, da es keinen andern Aus- z für ihn gab, gerade auf den armen Erich ein- ürzt. Dieser wollte ausweichen, aber in dem tiefen hnee hatte er kaum einen Schritt gethan, als der r sich vor ihm aufrichtete. Nun meinte ich freilich, j Björge seine Schuldigkeit thun würde, und auf paar Ellen wär's für 'nen Mann von seiner Sicher- t 'ne Kleinigkeit gewesen, dem Tier eine Kugel durch Kopf zu jagen, allein ich hatte mich verrechnet. nn der Hahn seiner Büchse schlug wohl nieder, doch Schuß blieb im Lauf stecken, und im nächsten

Ebenso schnell war aber auch der verwundete Bär mit wildem Schnauben aus seinem Versteck hervorgebrochen und gerade auf den armen Erich eingestürzt.

igenblick sahen wir Bären samt dem ich in dem lockern hneeverschwinden. Zu- ich ertönte ein furcht- rer Schrei, und zu nselben gesellten sich s wütende Schnauben d Gurgeln des Bären d die Rufe des Björge, ß mir das Blut in n Adern erstarrte. Aber schnell wie wir nur ien Fuß vor den andern setzen vermochten, ten wir hinüber; doch ren wir geflogen, hätt's n Erich keine Rettung hr gebracht. Denn r lag mit dem Bären einen Klumpen zu- mmengeballt da, der är mit durchschossenem opf — und der Björge tte in dem stäubenden chnee lange suchen üssen, bevor er ihn, ne zugleich den Erich treffen, wie er be- hwor, mit einem zweiten chuß auf's Korn neh- en konnte — der Erich er zerdrückt, zerrissen nd noch umklammert n den gewaltigen Pran- n. Wär' noch 'n Funken eben in ihm gewesen, hätte das wütende Tier im Verenden ihm den tzten Rest gegeben, denn unsere liebe Not hatten wir, m aus der Umschlingung zu lösen, so tief waren die ngen Krallen ihm neben dem Rückgrat in den Leib edrungen, der gräßlichen Bißwunden an seinem Halse icht zu gedenken.

„So endigte also unsere Jagd. Recht mit Lust waren ir ausgegangen, und nun standen wir da vor dem oten Erich, daß uns das Herz vor Jammer hätte rechen mögen. Auch der Björge starrte entsetzt auf n nieder. Sein Gesicht war wie das einer Leiche. hm sah niemand an, daß er mit Überlegung den rich in den Weg des Bären stellte, ihm wohl gar in falsches Merkmal für seinen Schuß zeigte und ndlich vor seinem eigenen ersten Schuß das Zünd- ütchen von dem Schloß streifte. Und doch kann's nicht anders gewesen sein. Ich habe so meine eigenen Gedanken darüber. Der Verlust seines Schatzes hatte ihn rachsüchtig, wahnwitzig gemacht, daß er selber den von ihm ausgesprochenen Fluch in Erfüllung brachte. So fiel mir auch später ein, daß er den Toten mit keinem Finger berührte, sondern sich sofort auf den Weg begab, Hilfe herbeizuschaffen und den Klaus und die Gerda auf den Schrecken vorzubereiten. Und vorbereitet hatte er alle, aber in 'ner Art, die meinen Verdacht verschärfte. Leute hatte er uns entgegengeschickt und 'nen Jungen beauftragt, 'nen Zettel zu dem alten Klaus zu tragen, und auf demselben stand geschrieben — ich las ihn nämlich selber: „„Der Fluch hat sich erfüllt."" Dann war er verschwunden, und bis heute hörte niemand von ihm. Er wird wohl wieder in die Fremde gegangen sein. Ich aber möchte nicht zum zweitenmal 'ne Stunde erleben wie diejenige, in welcher wir den toten Erich auf dem Schlitten unter sein Dach fuhren und sein Weib und seine Kinder jammernd über ihn hinstürzten. Kein Wunder, daß die alte Frau sich an dem Schrecken den Tod holte, die Gerda dagegen seitdem einhergeht, wie 'ne lebendige Leiche, die nur noch durch ihre heranwachsenden Töchter über der Erde gehalten wird."

Hier endigte der mitteilsame Norge, die Skizze war fertig und so schlugen wir alsbald den Rückweg ein. Einen letzten langen Blick sandte ich nach dem zauberisch beleuchteten Gletscherfelde hinauf, dann schloß sich das Buschwerk hinter uns. Auf dem hindernisreichen Wege begleitete mich das dumpfe Brausen des wütenden Stromes; aus demselben meinte ich noch immer die eintönig erzählende Stimme meines Führers herauszuhören.

Bald darauf schritt ich wieder an dem Gehöft vorüber. Der alte Klaus befand sich vor der Thür. Er sah mich nicht, ich vermied daher, ihm einen Gruß zuzurufen. Flüchtig betrachtete ich die Bärenhaut. Mein Begleiter entdeckte die Richtung meines Blickes und bemerkte gedämpft: „Das ist die Haut des Burschen, in dessen Armen der Erich seinen Geist aufgab. Die Gerda wird sich noch den Tod d'ran absehen. Dem Björge aber sei Gott gnädig."

Spruch.

Wer nicht viel tragen kann, viel wohlthun, viel vergeben,
Versteht die Weisheit nicht und nicht die Kunst zu leben.

Lavater.

Herr Filz.

Es war einmal ein Mann, und der war sehr geizig. Ja er war noch geiziger als der berüchtigte Harpagon, und da weiß man schon. Er war wie dieser sehr reich, aber für ihn noch lange nicht reich genug, er wollte immer noch mehr haben, wie alle richtigen Geizhälse thun, zu ihrer und ihrer lachenden Erben Freude. Er hieß „Herr Filz", und seine Freunde, wenn er welche gehabt hätte, wären im Zweifel gewesen, ob er Filz hieß, weil er filzig war, oder umgekehrt, ob er filzig war, weil er Filz hieß. Er hatte aber keine Freunde, nicht einmal er selber war sein Freund, denn er mißgönnte sich alles.

Über seinem Bette hatte er eine Tafel hängen, auf die beim Erwachen sein erster Blick fallen mußte, und auf dieser stand mit großen Buchstaben geschrieben:

„Hundert Pfennige machen eine Mark!"

Herr Filz hatte deshalb vor den Pfennigen, die einer so glänzenden Zukunft entgegensehen, einen gewaltigen Respekt und zwanzigmal drehte er einen dieser hoffnungsvollen Küpferlinge um, ehe er sich die ungeheure Verschwendung erlaubte, ihn auszugeben.

Eines Tages kam er in sehr guter Laune nach Hause, — nämlich er war auch Krawattenmacher und hatte eben einem unglücklichen Opfer den Hals zugeschnürt, — und in der Freude seines Herzens faßte er den Entschluß, sich einmal etwas zugute zu thun.

Also stellte er sich vor seinen Spiegel, d. h. vor das Bruchstück eines ehemaligen Spiegels, streichelte sich schmeichelnd die dünnen Backen und hielt mit seinem Spiegelbilde ein kleines Zwiegespräch:

„Lieber Alter," sagte er, „es ist Mittag, und wenn du nicht verhungern willst, so mußt du etwas essen?"

Das Spiegelbild fand diese Rede sehr vernünftig und nickte.

„Was meinst du, Alter, zu einem Kalbsbraten und Kartoffelsalat? Ah!" und Herr Filz schnalzte mit der Zunge und verzog grinsend den Mund.

Der Herr Filz im Spiegel schnalzte und grinste ebenfalls vor Vergnügen.

Nachdem aber Herr Filz sich und seinem Doppelgänger die Freude an der Aussicht auf diese lukullische Mahlzeit einige Augenblicke gegönnt hatte, machte er auf einmal ein langes Gesicht und zuckte die Achseln:

„Aber es geht nicht! Es wäre viel zu teuer. Das wäre ja eine Todsünde!"

Der andere machte ebenfalls ein langes Gesicht, aber nicht ganz so lang, denn der Spiegelscherben war für eine solche Länge zu klein und zu einem Achselzucken reichte er gar nicht.

„Da fällt mir aber etwas ein," fuhr Herr Filz wieder fort: „Du hast ja in deinem Schränkchen noch ein Süppchen, was du schon seit acht Tagen hast stehen lassen, weil du behauptest, es schmecke übel?"

Bei dieser Erinnerung machte aber der andere eine schauderhafte Grimasse und schüttelte sich.

„Sei gescheit! Gewiß überwindest du dich bald und schluckst es, wenn ich verspreche, dir auch nachher das Schlückchen Rum zu geben, was ich mir schon seit zwei Jahren für eine besondere festliche Gelegenheit aufgespart habe. Erinnerst du dich? Du hast es damals gekauft, weil du das Leibschneiden hattest, aber nach zweitägigem Fasten ging das Bauchweh auch so vorüber, und der Schnaps war gerettet. Also iß dein Süppchen, Alter, und du sollst auch das gute Schlückchen haben."

Nach dieser langen Rede drehte Herr Filz seinem Spiegel rasch den Rücken zu, denn er traute dem Gesichte des Herrn Spiegelfilz nicht, nahm aus dem Schränkchen eine Schüssel und die Rumflasche, stellte beide auf den vierbeinigen Tisch, der aber nur dreibeinig war, weil Herr Filz ihm ein Bein bereits zur Ofenfeuerung amputiert hatte, und machte sich mit einem gelinden Schauder an die Arbeit. Aber ein Blick auf die Rumflasche gab ihm Mut, und mit Todesverachtung schluckte er das übelaussehende und übelriechende Gemisch, das er mit dem Namen Suppe beehrt hatte, hinunter.

Als er fertig war, wischte er sich, in Ermangelung eines Tellertuches, mit dem Rockärmel den Mund, atmete tief auf, und nun kam der Lohn für seine Heldenthat, die Rumflasche. Er ergriff sie, reinigte sie zärtlich von dem jahrelangen Staub, zog den Stöpsel, und roch daran. „Ah!" seufzte er, schnalzte mit der Zunge und — stellte die Flasche wieder in den Schrank.

Dann trat Herr Filz wieder vor den Spiegel, grinste sein Spiegelbild boshaft an und sagte: „I, Alter, da hast du dich aber mal dran gekriegt. Na, schneid' nur keine solche Grimasse, das Schlückchen sollst du ein andermal haben."

Wein und Wasser.

Man grollt dem Wasser oft, weil's unterwaschen
Manch altes Haus in mancher stürm'schen Nacht.
Glaubt mir, der Wein in seinen engen Flaschen
Hat auch manch altes Haus zum Fall gebracht.

Biblisches Spiel.

Ameier: „Spielt meine Tochter nicht ausgezeichnet Klavier? Was?"
Bemeier: „Ausgezeichnet. Und ganz nach der Bibel!"
Ameier: „Wie so? Warum nach der Bibel?"
Bemeier: „Wie's die Bibel vorschreibt: die Linke weiß nicht, was die Rechte thut."

Orden.

Der Hinkende weiß es wohl, und unter anderm Unrecht, das man ihm anthut, ist auch das: Er habe nicht den gehörigen Respekt vor einem besternten und bekreuzten Menschen, und er mache überhaupt die Orden und das Ordenswesen lächerlich.

Es ist nun allerdings richtig, mancher Ritter, in dessen kem Knopfloch einer glänzt, hat seiner Zeit und ange sein schwarzer Frack diese Zier entbehrte, tleidig lächelnd die Achseln gezuckt, wenn wieder ein uer Ordensschub im Regierungsblatte erschien. Von m Augenblicke aber, da ihm selbst ein Vogel ins nopfloch flog, war er empört über jeden Unbeernten, der einen Adler oder einen Löwen nicht mit unender Bewunderung betrachtete.

Zu diesen gehört nun der Hinkende gewiß und ahrhaftig nicht, — er hat zwar auch keinen, oder ch keinen, denn: wer weiß, was im Schoße der ukunft ruht, aber nichts ist ihm ferner als der Neid.

Wenn er einem Mann begegnet, dessen Brust das serne Kreuz ziert, und der in Verteidigung seines aterlandes brav gekämpft und sein Blut vergossen at, da denkt der Hinkende so für sich: „Das Kreuzlein zt doch einmal am richtigen Platze", und in Ehrbietung zieht er seinen Hut. Wenn aber der Träger es Kreuzleins im Franzosenkriege, außer seinem Zahnulver, kein anderes Pulver gerochen hat, — und auch olche Ritter soll es geben — dann ist allerdings seine ochachtung minder groß, und er behält seinen Hut uf dem Kopfe.

Wenn ein Mann, der sich um den Staat, um das aterland, um Kunst und Wissenschaft verdient gemacht, oder in seinem bescheidenen bürgerlichen Wirkungsreise ausgezeichnet hat, wenn ein solcher Mann ein arbiges Bändchen im Knopfloch trägt — dem möchte er Hinkende die Hand drücken und ihn beglückwünschen, aß seine Bravheit auch diese Anerkennung gefunden at. Respekt vor einem solchen Manne und Respekt or solch einem Orden, der auf solcher Brust sich selber adelt. Vor einem Manne aber, der die Trinkgelder, ie er erhält, auf der Brust trägt, anstatt in der Hosenasche — denn die schönen Zeiten der goldenen Dosen and Brillantringe sind leider im Verschwinden und machen den Orden Platz — vor solch einem Manne, oder vielmehr vor seinem Orden hat der Hinkende nicht mehr Respekt, als vor den Schellen eines Schlittenpferdes. Der Mann kann ja deshalb doch ein ganz respektabler Mann sein und soviel unverdientes Kreuz mit Würde tragen.

Leider ist es sehr schwierig die Verdienstorden von den Trinkgeldorden zu unterscheiden, sie gleichen sich wie ein Ei dem andern, der eine ist so glänzend wie der andere, und unvermeidlich ist es, daß man einen Trinkgeldritter für einen Ordensritter ansieht, oder umgekehrt. Es wäre deshalb, um unliebsame Verwechslungen zu vermeiden, sehr angenehm, wenn die Verdienstorden links, auf der Herzseite, und die Trinkgeldorden rechts, auf der Leberseite, oder mitten auf dem Magen, getragen werden müßten.

Und nun, und um zu beweisen, daß der Hinkende einem Ordenswesen, das den Zweck hat, wirkliches Verdienst zu ehren, durchaus nicht feind ist, will er jetzt selbst einen Orden stiften.

„Was? Der Hinkende einen Orden stiften?! Unverschämt genug wäre er dazu. Diesen Spaß wird ihm aber die Polizei verderben."

Nur nicht so hitzig, und ihr brauchet deshalb die Polizei nicht in Atem zu setzen. Nämlich der Orden, den er stiften will, ist ein sehr unscheinbares Ding, und das Kreuzlein, — man kann es nicht im Knopfloch tragen, besteht nur aus — Druckerschwärze.

Der Orden sieht so aus: ✻ und wird vom Hinkenden als ein Zeichen seiner Freundschaft, seiner Hochachtung und seiner Dankbarkeit denjenigen seiner Freunde verliehen, die sich durch Unterstützung seiner Bestrebungen für das Wohl des Vaterlandes und des deutschen Volkes, für Freiheit, Aufklärung, Fortschritt und Bildung, und für die Reinhaltung unserer schönen deutschen Sprache ein besonderes Verdienst erworben haben.

Der Hinkende hofft, die Polizei hat nichts dagegen.

Wenn also in Zukunft der geneigte Leser den Kalender liest, und findet neben einem Namen ein gedrucktes Sternlein, so weiß er, was das kleine Sternlein für eine Bedeutung hat.

Verbesserte Milchgefäße.

Na, werden die Frauen sagen, jetzt steckt der Hinkende seine Nase auch noch in die Milchkammer. Und warum denn nicht? Und wär's auch nur, um euch zu zanken, denn ihr wisset alle recht gut, daß wenn man die Milch anstatt in den gewöhnlichen hohen Milchhäfen in ganz flachen und niedern Gefäßen aufbewahrt, man weit mehr Rahm und Butter erhält, und das thut ihr nicht, denn sonst würde man diese abscheulichen hohen Häfen, die sogar das Auge einer auch nur halbwegs „stilvollen" Köchin beleidigen, nicht Milchhäfen heißen.

In Nassau hat ein gelehrter Topfgucker genaue Versuche gemacht und hat gefunden, daß Milch in ganz flachen, gut verzinnten eisernen oder blechernen Gefäßen ¾ Lot oder ca. 12 gr Butter auf die Maß mehr giebt als wenn die Milch in den gewöhnlichen Häfen aufbewahrt wird.

Das macht auf 20 Maß Milch beinahe ½ Pfd. Butter mehr und das ist viel.

Ich hoffe, ihr werdet's euch merken, ihr Frauen, denn es macht im Jahre manches Pfund Butter aus, und werdet dem Kalendermacher verzeihen, daß er seine Nase auch in die Milchkammer gesteckt hat.

BLB Karlsruhe

Der Monatskalender der Liebe.

Im Eis begräbt die Welt der Januar:
Da sitzt es köstlich sich beim Feuer;
Bestrahlt von einer Ampel goldenklar,
Studier' ich — Liebesabenteuer.

Und Liebesabenteuer wirklich bringt
Der Februar mit Maskenscherzen:
Da trat zu mir ein Amor leichtbeschwingt,
Der grub sich ein in meinem Herzen.

Wer dieser Amor war, das forscht' ich aus
Im März. Ein Sträußlein duft'ger Veilchen
Sandt' ihr der „treugesinnte Freund" ins Haus.
Sie denkt sich, dacht' ich, wohl ihr Teilchen.

Als nun April uns brachte Frühlingshauch
Und süßer Nachtigallen Schlagen,
Da rief mein Herz in Sehnsucht: „Wird nicht auch
Der „Lenz der Liebe" bald mir tagen?"

Ein Blütenspender ging von Ort zu Ort
Der Mai; die Wiesendrünnlein sprangen:
Da sprang mir aus dem Herzen auch ein Wort;
Sie — hauchte ja! in süßem Bangen.

Drauf kam der Juni, Rosen in dem Haar,
Mit Kirschen in der Hand gegangen.
Der Kirschen und der Rosen nahm ich wahr:
Ich stahl sie ihr von Mund und Wangen.

Es naht der heiße Juli. Graunvoll rollt
Der Donner in dem Himmelssaale.
Ach! auch der Vater der Geliebten grollt
Und gießt auf uns des Zornes Schale.

O wonnevolle Nächte des August!
O wunderbarer Glanz der Sterne!
Doch nicht für mich, der — gramerfüllt die Brust —
Nach ihrem Fenster schaut von ferne.

Zugvögel seh' ich im September dort
Am Himmel fleh'n in langen Zeilen.
Ich selbst soll flieh'n — so will er — diesen Ort
Und freudlos in der Fremde weilen.

Ein reicher Herbst tritt im Oktober ein:
Das schafft dem Alten dess're Laune.
Im Moste schmeckt er schon den edlen Wein
Und — grüßt mich von dem Gartenzaune!

Sie winkt. „Du darfst!" November ist die Zeit,
Wo Jäger in den Busch sich schlagen.
„Du lieber Weidmann, halte dich bereit,
Mein Hirschlein endlich zu erjagen."

Welch Glück erblüht uns nun auf immerdar
Aus dieses alten Manns Bekehrung!
Dezember, allerschönster Mond im Jahr,
Ich danke für die Christbescherung!

Karl August Mayer in Karlsruhe.

An Einem genug!

Es ist allgemein bekannt, daß die Schneider Hitzköpfe sind. Es ist aber auch kein Wunder: den ganzen Tag schneiden und stechen, und dabei auf der Hölle sitzen, das steigt in den Kopf und erzeugt kühne Gedanken. Wenn Derfflinger kein Schneidergeselle gewesen wäre, er hätte es gewiß nicht bis zum Feldmarschall gebracht. Darum, wenn irgendwo irgend etwas los ist, ein Krawall, ein Auflauf oder ir etwas Revolutionäres, — Schneider sind ganz her dabei.

Und nun erst das Jahr 1848! Das war wie für n Schneider gemacht, und der Herr Schneidermeister Grüner war überzeugt, daß ohne ihn eine „Morgenröte der Freiheit" gar nicht möglich sei. Was diese Morgenröte bedeute, war ihm eigentlich nicht recht ar, auch war er keineswegs ein sehr gefährlicher Mensch, nd nach seiner Meinung wäre eine Republik mit dem Herzog an der Spitze eine ganz schöne Sache gewesen, nd Preßfreiheit mit Censur würde sich auch hübsch usgenommen haben. Eines aber war ihm vollkommen lar, in einer so glorreichen Zeit konnte er als Schneider nd Patriot nicht zu Hause bleiben; darum schloß er eine Bude zu, rannte zu allen Volksversammlungen, nachte alle Festessen und Bankette mit, krakehlte in den Bierhäusern, trank auf die Freiheit ungezählte Schoppen Bier, und wenn er sich so recht in den Patriotismus hineingetrunken hatte, schrie er aus Herzenslust mit den andern: Freiheit und Gleichheit! Wir brauchen keinen Herzog mehr!!

Das war nun im Jahr 48 gerade keine große Heldenthat — ein wahrer Spaß. Aber nach dem Jahr 48 kam das Jahr 49 mit den Preußen, und durch die Preußen kam strenge Ordnung und mit den Spaßvögeln von 48 wurde kurzer Prozeß gemacht.

Unter den Freiheitshelden des Jahres 48 gab es auch vorsichtige Leute, die sich Notizen machten für alle Fälle, und dann, nach dem feierlichen Einzug der Reaktion nach Herzenslust „denunzierten", um sich ein rotes Röcklein zu verdienen oder einen Orden. Das Jahr 49 war ein Ernteseld für die Denunzianten und so brachten auch ein paar gute Freunde den Schneidermeister Grüner ins schwarze Buch.

Eines Vormittags, der Meister saß gerade auf der Hölle und nähte eifrig an dem goldgestickten reaktionären Rock eines neugebackenen Geheimen-Rates, kamen die Gendarmen und nahmen ihn am Kragen.

„Warum? Was habe ich verbrochen?" jammerte der Schneider.

„Majestätsbeleidigung! Auf Befehl des Herrn Staatsanwalts von Schnauzer! Marsch!" herrschte der Kommandierende.

„Zum Herrn von Schnauzer?" dachte Herr Grüner, „da hat es keine Gefahr. Hat er nicht anno 48 Brüderschaft mit mir getrunken im „Silbernen Anker" bei der großen Volksversammlung? Damals war er noch Praktikant, und nannte sich nur Bürger Schnauzer, kurzweg."

Aber der Staatsanwalt, Herr von Schnauzer, schien sich seines Schmollisbruders nicht mehr zu erinnern.

„Euer Name!" fuhr er den Schneider barsch an.

„Eh, Schnauzer, Bruderherz, kennst mich nicht mehr?" sagte Herr Grüner freundlich und streckte die Hand aus. „Weißt du noch, im „Silbernen Anker" anno 48?"

„Ist der Kerl ein Narr?!" schnauzte der Beamte „Hinaus mit ihm in Untersuchungshaft!"

„Aber Schnauzer! Ich bin ja der Grüner, dein Freund Grüner!" sagte der arme Schneider ganz verblüfft über diesen unfreundlichen Empfang.

„Wo du damals die famose Rede gehalten hast, von der Morgenröte, der Frei . . ."

Aber bis zur Freiheit kam er nicht.

„Hinaus mit ihm!" brüllte Herr von Schnauzer, „und hier," damit warf er ihm ein Schriftstück vor die Füße — „stellt ihm die Klageschrift zu, und heute nachmittag 3 Uhr vor den Untersuchungsrichter! Marsch!"

Auf seiner Pritsche hatte Herr Grüner Gelegenheit sich die Zeit mit dem angenehmen Studium der Klageschrift zu vertreiben. Er war eines Majestätsverbrechens angeklagt, indem er anno 48 wiederholt gerufen habe: „Wir wollen keinen Herzog mehr!" Sein Freund, der Herr Staatsanwalt von Schnauzer hatte 10 Jahre Zuchthaus beantragt. Zwei Monate früher hätte Herr von Schnauzer auf „Erschießen" angetragen.

Stundenlang maß Herr Grüner seine Gefängniszelle mit langen Schritten und zermarterte sein Gehirn, wie er aus dieser gefährlichen Klemme herauskommen könne. „Zehn Jahre Zuchthaus! Der Schnauzer, der Schuft! War einer von den ärgsten, und nun treibt er's so!" Und wie der arme Schneider hoffnungslos an die Decke starrte, ob ihm nicht ein rettender Gedanke von oben komme — da bemerkte er ein Spinngewebe, in dessen Mitte eine große Kreuzspinne saß, und eine Mücke hatte sich in den Maschen gefangen und zappelte um ihr Leben. „Gerade wie ich," seufzte Herr Grüner. „Sei du mein Wahrzeichen. Wenn die Kreuzspinne-Schnauzer die Mücke-Grüner frißt, so bin ich auch gefressen, und wenn . ."

In diesem Augenblicke befreite sich die Mücke und flog triumphierend davon, und die Kreuzspinne zog sich in ihr Versteck zurück und machte ein dummes Gesicht. Herr Grüner lachte, denn in diesem Augenblick war ihm auch der rettende Gedanke gekommen.

Vor den Untersuchungsrichter geführt, trat er mit der Sicherheit auf, die uns ein gutes Gewissen verleiht, sodaß der Herr Landrichter, der erwartet hatte, einen zerknirschten Sünder vor sich zu sehen, ihn etwas verblüfft anschaute. Der Herr Landrichter war ein alter Herr von wohlwollender Gesinnung, dem man nachrühmte, daß es ihm eine größere Freude mache, freisprechen zu können als verurteilen zu müssen, und der deshalb damals bei der Selbstherrscherin Reaktion nicht gut angeschrieben war.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

„Aber Herr Grüner," sagte der Beamte, „was machen Sie für Streiche, Sie, sonst ein so ruhiger, geachteter Bürger. „Wir brauchen keinen Herzog mehr" zu schreien! Wissen Sie, daß das ein schweres und schwer zu bestrafendes Verbrechen ist? Was haben Sie dagegen zu sagen? Soll ich Ihnen die Zeugen vorführen lassen? Lauter Bekannte von Ihnen!"

„Nein, ich danke, Herr Landrichter," erwiderte Herr Grüner, „ich will die Schufte nicht sehen; zudem, ich leugne gar nicht."

„Also doch, Sie gestehen also?!"

„Ja, Herr Landrichter. Aber die Zeugen haben doch falsches Zeugnis gegeben."

„Wie so?"

„Ja, ein falsches Zeugnis," sagte Herr Grüner mit erhobener Stimme; „denn ich habe nicht gerufen: Wir brauchen keinen Herzog mehr! sondern ich habe gerufen: Wir brauchen keinen Herzog mehr; und das rufe ich heute noch. Brauchen Sie mehr als einen, Herr Landrichter? Ich nicht, ich habe an einem genug. Unser Herzog, ein so braver, ein so gnädiger Herr!"

Der Herr Landrichter mußte unwillkürlich lächeln, und lächelnd drohte er mit dem Finger:

„Meister Grüner, diesmal will ich Ihrem Mehr mehr glauben, als dem Keinen Ihrer sog. Freunde, weil Sie auch sonst ein braver, unbescholtener Mann sind. Aber Meister, lassen Sie es sich zur Warnung dienen! Sie können gehen, Sie sind frei."

Herr Grüner legte die Hand auf's Herz: „Herr Landrichter, — na, ich will weiter nichts sagen, als danken. Aber, das nächste Mal, wenn wieder was los ist, halt' ich mein Maul."

Mein Bekannter, der es liebte, Geschichten zu erzählen, war eben in der Mitte eines seiner Histörchen, als die Lokomotive einen Pfiff that.

Die Bettelpreußen.

An einem schönen Sommertage des vergangenen Jahres bestieg ich in Karlsruhe die Eisenbahn, um eine befreundete Familie in Freiburg zu besuchen. Da ich dort zu Abend erwartet wurde, war es mir gar nicht angenehm, auf einer Zwischenstation hängen zu bleiben. Ich hatte meinen Wagen verlassen, um eine Erfrischung zu nehmen, und mich mit einem Bekannten, den ich in der Wirtschaft traf, verplaudert — wie es mir schon öfter widerfahren ist. Mein Bekannter, der es liebte, Geschichten zu erzählen, war eben in der Mitte eines seiner Histörchen, als die Lokomotive einen Pfiff that, der mir wahrhaft in die Glieder fuhr; denn nun dampfte der Zug mit boshaftem Eifer ohne mich von dannen, und die Fahrgäste sahen gar nicht aus, als ob sie mich bedauerten. Nachdem der verwünschte Geschichtenerzähler gegangen war, blieb ich allein auf dem Perron neben dem Mann mit der roten Mütze, d. h. neben dem Expediteur der kleinen Station, welcher mir den Trost gab, daß ich gleichen alten Herren öfter widerfahre. Zugleich riet er mir, bis zum nächsten Zug, der einige Stunden später abging, zu warten, sofort aber die Freunde in Freiburg von der ärgerlichen Verzögerung telegraphisch in Kenntnis zu setzen. „Sie finden," setzte er hinzu, „bei dem Wirt der Station ein ganz gutes Nachtlager. Einstweilen lade ich Sie ein, in mein Gärtchen einzutreten, wo ich Ihnen, soweit es meine Zeit erlaubt, Gesellschaft leisten werde."

Sämtliche Vorschläge des überaus artigen Mannes, dessen militärische Haltung den ehemaligen Soldaten, dessen Sprache den Preußen verriet, erschienen mir durchaus zweckmäßig, und da der Mann zugleich Telegraphist war, ertönte alsbald die Feder seiner Schreibmaschine unter seinen Fingern, indem sie mit ihrem Ticktack die Kunde meiner Verhinderung nach Freiburg trug.

Das Gärtchen des Eisenbahnvorstandes gefiel mir höchlich. Es war gerade die Rosenzeit und ich mußte denken, was ich oft denke, wenn ich Sommers durch ein Dorf komme, nämlich, daß es der Himmel wohl gefügt, indem er die schönste aller Blumen ebensogut dem Armen wie dem Reichen gegeben hat. Die Rasenflächen und Beete des Gärtchens waren mit schlanken, sorgfältig an Stäben aufgebundenen Stämmchen bepflanzt, auf denen die mannigfaltigsten Rosen wie Kerzen auf Leuchterträgern prangten. Hier sah man hundert Centifolien und daneben auch Purpurrosen genannt, ferner Moosrosen und Edelrosen der verschiedensten Arten. Ein Kunstgärtner konnte kaum eine größere Auswahl haben. Die Rebenlaube, in die ich mich setzte, war mit blaßroten Kletterröschen durchsticht und auch das Stationsgebäude herrlich damit tapeziert. Vor der Laube fiel ein kleiner Springbrunnen plätschernd in ein Becken nieder, worin Goldfischchen schwammen, und während ich ihrem Spiel zusah, flatterte ein Finkenpärchen zutraulich heran, um von den Wasserperlen zu naschen.

„Wie schön ist es bei Ihnen!" rief ich dem Stationsvorstand entgegen, als er kam, um sich zu mir zu setzen, und welcher Wohlgeruch erfüllt die Luft! Es ist wahrhaft berauschend. Man glaubt in einem persischen Garten zu sein, wo die Rose ihre Heimat hat."

„Das hat mir ein wirklicher Perser gesagt, der für

chreiste, und ich bin nicht wenig stolz darauf. Sie ssen wissen, Herr —" hier nannte er mich bei inem Titel und meinem Namen — „daß ich als ger Bursche die Gärtnerei gelernt habe."

„Wie, Sie kennen mich?"

„Jawohl, Herr —! Und wenn Sie mir recht fest s Auge sehen, werd' ich Ihnen auch nicht fremd sein." „Ein Unteroffizier bei den Dragonern, den ich vor Jahren wiederholt in Karlsruhe vor- und manchmal ar in meinem Hause gesehen habe, steigt auf einmal meinem Gedächtnis auf. Freilich, der Vollbart tt des bloßen Schnurrbarts und Ihr jetziger Dienstzug statt der blauen Dragoneruniform geben ein deres Ansehen."

Der Expeditor nahm seine Mütze ab und lachte.

„Ah! jetzt erkenne ich e, Herr Höpken. ist ja die Schmarre f der Stirn, die e sich bei Belfort olt haben, und das erne Kreuz stimmt ch. Sie hatten damals e Bekanntschaft mit ner hübschen Müllers chter, die in meinen iensten stand." — „Mit Marie, freilich, und ie erlaubten mir, ends ein Stündchen r der Thür mit ihr schwatzen, weil Sie hen, daß ich's ehrlich it ihr meinte. Ich urde dann nach Mannim versetzt, und Marie ahm dort einen Dienst, m bei ihrem Dragoner n bleiben. Nachdem ch dann zum Wachtmeister aufgerückt war, hielt ich eine Civilversorgung und wurde, weil ch gut mit der Feder mzugehen wußte, bei er Eisenbahn angestellt."

„Und Marie?"

„Ist meine brave Frau, die Mutter von rei festen Jungen; enn bei uns giebt es ur Buben. He, Frau!"

„Nun," sagte ich, meinen Hut rückend, „die Marie ist Frau Expeditor geworden; ich gratuliere!"

Er klatschte in die Hand, und Marie trat, ein Prachtexemplar von einem kleinen Höpken auf dem Arm, aus der Thür, und reichte mir als ihrem alten Dienstherrn die Hand. Zwei andere pausbackige Jungen balgten sich auf dem Platz vor dem Stationshause.

„Nun," sagte ich, meinen Hut rückend, „die Marie ist Frau Expeditor geworden; ich gratuliere! Wenn ich auf ihr fröhliches Gesicht, auf ihren wackern Mann und auf ihre straumen Buben schaue, weiß ich, daß sie glücklich ist."

„Ja," sagte sie, mit dem heitersten Gesichtsausdruck, „das muß wahr sein; aber ehe wir soweit kamen, daß wir uns kriegten, ging es hart her. Zwar die Mutter war uns gut und redete unserer Heirat immer das Wort; aber der Vater wollte absolut nicht, und die Brüder waren sehr wüst gegen mich und sagten: „„Wir wollen nicht und wir leiden's nicht, daß du dem Bettelpreußen heiratest."" Es hat mich manche Thräne gekostet."

„Bettelpreuße!" rief ich verwundert. „Der Herr Unteroffizier hat doch immer sehr stattlich ausgesehen. Warum in aller Welt Bettelpreuße?"

„Das ist der Schimpfname, den sie hier zu Lande den Preußen geben," sagte Marie. Eine Blutwelle der Entrüstung war ihr auf die Stirne getreten. „Sie meinen etwas Besseres zu sein, die Narren."

Der dicke Junge auf ihrem Arm, den sie offenbar selbst stillte, fing an begehrlich zu werden, und sie ging in das Haus zurück. Der Expeditor aber nahm den Faden ihrer Rede auf und sagte: „Ja, ja, so ist es. Wir Preußen sind in Süddeutschland nicht beliebt. Glauben Sie mir: man gönnt mir die Stelle, die ich hier bei der Eisenbahn habe, nicht und sagt: es sei nicht in der Ordnung, Fremde anzustellen, da man Einheimische genug habe."

„Kein Deutscher," sagte ich, „sollte einen Landsmann einen Fremden nennen. Ein Mann, der sich, wie Sie, für Deutschland geschlagen und das Völkerthor bei Belfort mit verteidigt hat, verdient vielmehr als unser bester Freund angesehen zu werden. Vor dem Kreuz auf ihrer Brust sollte jeder böse Mund verstummen. Es stolziert freilich mancher große Herr mit dem Kreuz umher, dessen Verdienste nicht sehr erheblich sind; doch wenn es ein Kriegsmann von niederm Rang trägt, dann kann man darauf rechnen, daß es verdient ist. Aber sagen Sie mir, lieber Herr Höpken, ist der Ausdruck Bettelpreuße hier zu Lande wirklich allgemein? Ich bin zwar selbst ein Süddeutscher, komme aber wenig unter die Leute, am wenigsten in die Kreise, wo man diesen Ekelnamen zu hören bekommt."

„Freilich ist es so. Hinter unserm Rücken werden wir so benannt; denn in's Gesicht hinein läßt man sich dergleichen doch nicht sagen."

„Nach der Äußerung Ihrer Frau muß ich schließen, daß die Brüder Ihre Ehe zu hintertreiben suchten."

„Ja, sie warfen uns Steine in den Weg, soviel sie konnten, und stifteten meinen Schwiegervater, den Müller, einen gutmütigen, aber schwachen Mann, auf, mir feind zu sein. Nur meine Schwiegermutter, die auf Mariens Bitte eigens nach Karlsruhe gekommen war, um sich den Freier von oben bis unten zu beschauen und Nachricht bei den Herren Offizieren über ihn einzuziehen, stand mir kräftig bei."

BLB Karlsruhe

„Wenn ich nicht irre, habe ich Mariens Brüder wiederholt in meinem Hause gesehen, wenn sie kamen, die Schwester zu besuchen. Es waren stattliche junge Leute, die sich in ihrer Grenadiersuniform ganz gut ausnahmen."

„Ja, sie dienten als Zwillinge in demselben Jahr bei der Infanterie in Karlsruhe. Und wenn sie kamen, die Schwester zu besuchen, so geschah es meist, um ihr von ihrem Lohn, den sie sparsam zurücklegte, etwas abzubetteln."

„Und diese Bettler nannten Sie einen Bettelpreußen!"

„Ja, so geht es oft. Der eine hat den Schimpf, ohne daß er etwas Schimpfliches thut, und der andere thut das Schimpfliche und geht mit Ehren durch die Welt."

„Müller pflegen doch wohlhabend zu sein. Waren denn diese Bursche so knapp gestellt, daß sie es wagen durften, ihre Schwester zu brandschatzen und ihr unverschämterweise den sauerverdienten Lohn abzufordern?"

„Knapp gestellt? Gott bewahre! Denn außer ihrer Löhnung und außer dem Geld, das sie sich durch den Verkauf ihres Kommisbrotes machten, erhielten sie jeder ein Taschengeld von zehn Mark monatlich. Dazu kam noch die Naturalsteuer von Haus: die Schinken, die Würste, die Kuchen. Aber da mußte jeden Abend im Bierhaus gezecht, da mußte eine Cigarre nach der andern geschmaucht, da mußte auf Kosten der Schwester der Flotte gespielt werden. Ich habe seit meiner Soldatenzeit von Haus aus nie einen roten Heller besehen. So lernte ich meine Sache zusammenhalten und bin immer mit Wenigem besser ausgekommen, als die Herren Schwäger mit Vielem. Dafür mußte ich aber der Bettelpreuße, d. h. der sparsame Preuße sein. Später, als ich Marie kennen lernte, gab es freilich neue Ausgaben für mich. Ich machte ihr Geschenke, führte sie zum Tanz, zahlte ihr eine Fahrt auf der neuen Dampfbahn nach Durlach, und was dergleichen mehr war. Da mein Unteroffiziersgehalt dazu nicht ausreichte, fing ich an, den Herren Offizieren rohe Pferde zuzureiten. Da fiel denn mancher Thaler in meine Kasse, den ich teils auf Marie wendete, teils zurücklegte, um ein Kapitälchen mit in die Ehe zu bringen. Aber gerade weil ich nicht liederlich war, wie sie, mußte ich der Bettelpreuße sein.

„Ich zog natürlich den Säbel und teilte aus hoher Faust ein paar Winkelquarten aus, die nicht bitter waren."

Anno 74, als im Dorfe, zu dem die Mühle meines Schwiegervaters gehört, Kirchweih gehalten wurde, nahmen die Brüder Urlaub, um dahinzugehen. Auch wir, Marie und ich, machten uns auf ein paar Tage frei und nahmen die Eisenbahn, die eine Meile hinter dem Dorfe vorbeigeht; denn die alten Müllersleute sahen uns halbwegs als Brautleute an: soweit hatten Mutter und Tochter den Alten gebracht. Wenn ich ihm gefiele, so war ausgemacht, sollte auf der Kirchweih Handstreich gehalten werden. Wir kamen also alle vier, je zwei und zwei, in besonderer Wagenabteilung auf die Station und gingen von da, ohne ein Wort miteinander zu wechseln, zur Mühle.

In dem Dorfe verschworen sich die Brüder gegen mich: der Bettelpreuße sollte Marien auf alle Weise verleidet werden. Sie hetzten die Bauerjungen, ihre Kameraden, gegen mich auf; ich wurde auf der Gasse und aus den Fenstern verhöhnt. Man machte scharfsinnige Witze über meine Sprache, die doch sehr viel besser war als die ihre; sie riefen mir allerlei Schimpfnamen, wenn sie längst an mir vorüber waren, und natürlich bekam ich auch den Bettelpreußen wiederholt zu hören. Wenn ich im Wirtshause weniger trank als sie, hieß es: Die Preußen haben nur Taler für zwei Schoppen; es langt nicht zu einem dritten. Natürlich nahm ich auch kein Blatt vor den Mund, aber was vermag einer gegen so viele? Auf der Kirchweih wurden die Mädchen angestiftet, mir den Tanz zu versagen. Nun, ich hielt mich an Marie, die doch die Schönste von allen war; aber bald wurde nun diese von ihren Freundinnen schel angesehen und aufgezogen. Auch der Kaplan mischte sich hinein, denn er wollte die Ehe mit dem Ketzer hintreiben. Aber die resolute dicke Müllerin erklärte ihm rund und nett: das seien Familiensachen, die ihn nichts angingen, und der Müller, den die Einmischung des schwarzen Herrn ebenfalls ärgerte, stimmte mit ein.

Zuletzt wurde im Rate der jungen Burschen beschlossen, mich in der Nacht des zweiten Kirchweihtages tüchtig durchzuwalken. Mariens Brüder waren natürlich die Anstifter, aber sie hüteten sich wohl, Hand an mich zu legen. Soldaten, die sich an einen Unteroffizier vergreifen – das konnte sehr ernst werden. Durch ein Frühbier, das sie ganz öffentlich im Wirtshaus gaben, und das der Alte hinterher zu seinem großen Ärger bezahlen mußte, setzten sie ihre Kameraden in kriegerische Stimmung. Jeder im Dorf wußte das, außer die Müllersleute, Marie und ich. Also wie ich in der Nacht vom Tanz, mit meiner Geliebten am Arm, nach Hause ging, überfielen sie mich fünf oder sechs, in einer engen, dunklen Gasse mit Stöcken und dicken Knütteln. Ich zog natürlich den Säbel und teilte aus hoher Faust ein paar Winkelquarten aus, die nicht bitter waren. Zuletzt zückte mir kleiner Kerl sein Messer, unterlief mich und stieß es mir bis ans Heft ins Bein. Ich fiel nieder und weiß, wie es mir ergangen wäre, hätte Marie mir nicht Beistand geschafft; denn jetzt kam auf ihren Ruf der alte Vater mit den Mühlknechten. Wie die Burschen die Marie mit der Laterne sahen, machten sie sich aus dem Staube. Einige von ihnen gingen in den nächsten Tagen mit großen Pflastern herum; es war eine gute Zeit für den Feldscher. Zum Glück waren die Denkzeichen, die sie von mir erhalten hatten, nicht tief durch ihre dicken Kappen, Haare und Wämser gegangen. Wäre die Sache vor Gericht gekommen, man

itte die Strolche auf Monate eingesperrt; aber der anze Handel wurde vertuscht, und ich selber mochte cht auf Bestrafung dringen und die Brüder meiner eliebten unglücklich machen. Zum Dank gab der te seine Zustimmung zu unserer Verlobung, und die rüder, denen gar nicht wohl bei der Sache war, gen auf einmal an, sanftere Saiten aufzuziehen.

Gut drei Wochen lang lag ich bei dem Müller rnieder und war auf einige Zeit in Gefahr, lahm zu rden. Was mir den Schmerz versüßte und die were Sorge verminderte, war die liebevolle Pflege iner Marie, die um meinetwillen ihren Dienst in ammheim im Stiche ließ, und das Gefühl, daß ich fing, als ein Sohn des Hauses betrachtet zu werden; der Müller ließ sich herbei zu äußern: Wollte Gott, ß mein Philipp — so hieß der erstgeborne der den Zwillinge, der einmal die Mühle übernehmen lte — so brav wie der Unteroffizier wäre! Philipp nachmals ein Säufer geworden und berauscht im ühlteich ertrunken. Das war das jämmerliche Ende Zechbruders von Karlsruhe. Dagegen ist der heitgeborne zum guten umgeschlagen; er führt jetzt Mühle und ist mir ein rechter Herzensbruder gerden.

Ein halbes Jahr nach meiner Verwundung, nach- n die Aussteuer, die gar nicht übel ausfiel, fertig vorden und ich mittlerweile zum Wachtmeister aufückt war, hielten wir Hochzeit, und die Bauern tten sich, wer vornehmer sei, die Frau Bürgersterin oder die Frau Wachtmeisterin. Wir wurden wie das in der Ordnung war — erst evangelisch dann katholisch getraut, obschon der Kaplan nur ungern in den sauern Apfel biß; aber mit der hle wollte er's doch nicht verderben. Das Wort ttelpreuße wurde in jenem Dorfe nicht mehr ört, wenigstens nicht inbezug auf mich, und der e Bursche, der mich auf der Kirchweih gestochen e, schoß auf unserer Hochzeit aus einer alten ttelpistole und ließ ein Vivat nach dem andern erllen."

Ein stattlicher Herr mit wallendem grauen Vollbart breitrandigem Hut hielt seit einiger Zeit mit einem ucken Einspänner bei dem Garten — wie es schien, in partung seines Dieners, den er nach dem benachen Dorfe geschickt hatte. Es gefiel mir, daß er rend dieser Zeit sich mühte, dem jungen, schönen, tgefütterten Grauschimmel vor seinem Wagen die gen Mücken abzuwehren, indem er die kleinen tfanger mit der Spitze seines Peitschenstieles an. Als der Diener mit einem Paket zurückgekehrt , trat Herr von Barnewitz — dies war der Name Graubarts — zu uns in die Laube.

„Guten Abend, Herr Kriegskamerad und Landsn!" Mit diesen Worten und kräftigem Handschlag üßte er Höpken.

„Guten Abend, Herr Major!"

Der Expeditor stellte uns einander vor. Barnewitz ein verabschiedeter preußischer Major aus Pommern, sich in der Gegend angekauft hatte und in günr Lage Landwirtschaft und Weinbau mit Erfolg eb.

„Ich habe einen Teil Ihres Gesprächs vernommen," der Gutsbesitzer. „Ich bin auch" — setzte er, t mich gewendet, lachend hinzu — „einer von den telpreußen, in dessen Lohn an die fünfzig r Teufel der Gegend als Arbeiter und Tagr stehen, in dessen Keller selbstgezogener Markr lagert, der mit den besten Sorten der Gebrüder Blankenhorn wetteifern kann. Eine Probe davon hab' ich Ihnen mitgebracht, lieber Höpken. He da, Johann, die versiegelte Flasche in der Wagentasche links! Die wollen wir zusammen ausstechen."

Als die Flasche und Gläser gebracht waren, rief Barnewitz: „Unser erstes Glas gilt, wie sich von selbst versteht, Seiner Majestät dem Heldengreis und deutschen Kaiser Wilhelm, das zweite dem Andenken der letzten Kriegsjahre, da wir zusammen bei der Fahne standen. Und dieser Herr hier, der, so scheint es, kein Mann vom Leder, wie wir beide, Höpken, sondern von der Feder ist, wird uns die Ehre anthun, mit uns zu trinken."

Er reichte Cigarren herum und bald klangen die feinen Kelche melodisch zusammen. Wir waren im vollen gemütlichen Gespräch, als ein Zug aus dem Oberlande angezeigt wurde. Höpken eilte, die Dienstmütze auf dem Kopfe, auf den Perron und kehrte nach erledigtem Geschäfte zu uns in die Laube zurück. Unterdessen hatten wir, der Major und ich, in aller Eile gute Bekanntschaft gemacht.

„Dem Spottnamen Bettelpreuße, über den sich die Herren vorhin unterhalten haben," ergriff Barnewitz jetzt das Wort, „bin ich auch wiederholt begegnet. Derselbe hat mir zu verschiedenen Betrachtungen Anlaß gegeben, die ich hier um so lieber vorlege, da dieser Herr" — auf mich deutend — „ein Süddeutscher ohne nationales Vorurteil ist, wie ich bereits zu sehen Gelegenheit gehabt habe. Möglicherweise findet sich derselbe veranlaßt, zu dem Verschwinden des ebenso häßlichen wie ungerechten Beinamens oder noch besser: zu dem Verschwinden der Gesinnung, aus welcher derselbe hervorgeht, etwas beizutragen.

„Wenn wir Preußen durch den erwähnten Ausdruck als arme Teufel bezeichnet werden sollen, so sage ich: arm zu sein ist doch wohl keine Schande, und der Süddeutsche, der gewiß ebenso mildthätig als sein Bruder im Norden ist, würde sich ganz gewiß im besondern Falle schämen, einen Menschen wegen unverdienter Armut zu verspotten. Aber sind wir denn wirklich arme Teufel? Preußen ist ein großes, von Rußland bis nach Schwaben ausgestrecktes Land, das reiche und arme Provinzen zählt, gerade wie auch Baden — um Kleines mit Großem zu vergleichen — wohlhabende und arme Gegenden besitzt. Ich erinnere nur an den Odenwald, der bekanntlich die benachbarten Städte mit Bettlern heimsucht. Das heutige Preußen enthält sehr wohlhabende Provinzen, wie z. B. die Provinz Frankfurt-Nassau mit der herrlichen Stadt am Main, einem der ersten Handelsplätze der Welt, dem Wohnorte Rothschilds, der sich wirklich malen lassen kann — als Bettelpreuße!

„Aber man hat wohl bei diesem Ausdruck den Kern des alten Preußenlandes, nämlich die Provinzen Brandenburg, Pommern, Ost- und Westpreußen im Auge. Allerdings ist die Natur dieser Gegenden mit dem lachenden Garten Baden verglichen eine dürftige. Unsere mit magern Föhren besetzten Sandfelder, vormals des heiligen Reichs Sandbüchse genannt, müssen zurückstehen gegen die herrlichen Schwarzwaldberge, deren Edeltannen als Masten alle Meere der Welt befahren. Aber auch in jenen von der Natur stiefmütterlich bedachten Ländern giebt es reiche Bezirke, und was die Natur versagt, wird an vielen Orten durch Handel, Gewerbfleiß und Schiffahrt wieder gut gemacht. Dazu kommt, daß die Bewohner von natürlich reichen Gegenden leicht in Üppigkeit und Trägheit fallen, während die Bewohner armer Gegenden

gerade in ihrer Armut einen Sporn finden, sich emporzuarbeiten, kräftig, tüchtig und auch vermögend zu werden."

„In der Nachbarschaft meiner Heimat," nahm der Expeditor das Wort, „ist eine Gegend, die sich durch die üppigste Fruchtbarkeit auszeichnet. Dort giebt es Landleute in Menge, die es mit unsern Schwarzwälder Großbauern, mit den Pelzmützen im Hanauer-Lande, mit den Tabakskönigen in der Pfalz reichlich aufnehmen können. Nirgends in Deutschland oder in Frankreich hab' ich so schöne Gespanne gesehen wie dort im Oderbruch, und es ist eine wahre Pracht, wenn die Bauern Sonntags mit vier glänzenden Rappen zur Kirche fahren."

„Ja, ja, so ist es!" fuhr Barnewitz fort. „Man hat hier zu Lande wenig Kenntnis von unsern Verhältnissen und schlägt alles über einen Leisten. Man urteilt aus Mißgunst in den Tag hinein. Daß übrigens Deutschland im großen und ganzen ein armes Land im Vergleich mit Frankreich ist, weiß jedermann; warum aber werden gerade die Preußen darum gescholten? Im sechzehnten Jahrhundert, vor dem unseligen dreißigjährigen Kriege, rühmten die Fremden unsern Reichtum. Nachher hat uns jener lange Kampf gegen die römische Knechtschaft auf's äußerste erschöpft, und es mag sein, daß die tausend und aber tausend tiefen Wunden, die wir damals empfingen, um Geistesfreiheit zu erlangen, noch nicht ganz geschlossen sind. Aber was brauchen wir so weit zu gehen, um die Armut Deutschlands zu erklären? Viel näher liegen der minder fruchtbare Boden und die Vielstaaterei, welche der Entwicklung Deutschlands tausend Fesseln anlegte; dazu kommen rasch aufeinander folgend die Kriege der neuern Zeit. Napoleon I. war der große Vampyr, der uns das Blut aussaugte. Ihr Süddeutschen standet freilich damals im Bunde mit ihm; dennoch littet ihr nicht wenig durch Kontributionen und Truppenlieferungen; der deutsche Norden dagegen, der gegen den Tyrannen marschierte, und ganz besonders unser armes Preußen wurde grundsätzlich bis auf's Hemd ausgeplündert. Daher auch unsere zornige, haßerfüllte, todesmutige Erhebung im Jahr dreizehn."

„Ja, diese Erhebung," fiel ich ein, „sollte niemand vergessen, der sich deutsch nennt, diese Opferwilligkeit der Männer und Frauen, die den letzten Goldring, ja das Haar von ihrem Haupte auf dem Altar des Vaterlandes niederlegten. Wenn Preußen sich damals erschöpft hat, so ist es wenigstens mit Ehren arm geworden; wenn ihr damals den Namen Bettelpreußen erwarbt, so habt ihr damit einen Lorbeerkranz auf eure Stirn gedrückt und uns zu ewigem Dank verpflichtet. Als die Niederländer im sechzehnten Jahrhundert das spanische Tyrannen- und Pfaffenjoch sprengten, nannten sie sich selber Bettler (gueux). Vor solchen Bettlern zieht die Geschichte den Hut ab."

„Das ist brav gesprochen, Herr Süddeutscher!" rief der Major und schüttelte mir die Hand. „Es geziemt mir nicht, mit den großen Verdiensten Preußens um Deutschland vor den Herren zu prunken; aber mir scheint, daß die Süddeutschen nicht vergessen sollten, daß wir allein damals Deutschlands Banner aufrecht erhalten haben. Auch im letzten französischen Kriege, so brav sich auch die Süddeutschen gehalten haben, sind wir doch die Stütze gewesen, an die sich das übrige Deutschland anlehnte."

„Ja, ja!" erwiderte ich, „ohne Preußen wäre Deutschland längst ein zerrüttetes, seiner Nationalität beraubtes, an die Nachbarstaaten verteiltes, unglückliches Gebiet. Unser schönes süddeutsches Land wäre halb französisch, halb österreichisch. Die Jesuiten säßen in unsern Beichtstühlen und führten den kleinen Krieg gegen das Wort Gottes; die Mausfallenhändler wären unsere Landsleute und setzten ihre Nationalität als gleichberechtigt neben die unsere. Norddeutschland wäre ohne die festgeschlossene Großmacht Preußen, das im Jahr 1870 als ein Wald fester Männer herrlich aus marschierte, moskowitisch. Der Nihilismus stünde hier in Blüte, und unter den Linden würden Dynamitbomben geworfen."

Barnewitz lachte. „Der Nihilismus," sagte er, „ist eine Sumpfpflanze, die nur auf einem faulen Boden, wie der russische, gedeihen kann; aber die Sozialdemokraten à la Most sind ja um nichts besser. Ich denke," fuhr er fort, „wir Deutschen haben alle miteinander Ursache, zusammenzuhalten, damit das neuzimmerte Reich, das noch in allen Fugen kracht, festen Stand gewinne. Die Großmacht Deutschland, die in Herzen Europas plötzlich aufgestanden ist, hat der offenbaren und heimlichen Feinde gar viele. Frankreich, England, Rußland, Österreich schauen mit Eifersucht auf die erste Landmacht Europas, und der Papst, der ehedem das heilige römische Reich bevormundete, nimmt Ärgernis an der neuen Kaiserkrone, die von einem Ketzerhaupt getragen wird. Seinen Bannstrahl behält er fürs in der Tasche, weil er kalt geworden ist; aber er führt einen langsamen, verdeckten Festungskrieg gegen uns und wenn ihm ein Laufgraben zugeschüttet worden ist, eröffnet er gleich wieder einen andern."

„Ich muß noch einen Punkt hervorheben," sagte ich, „um das Kapitel Bettelpreuße ins klare zu stellen. Der betreffende Mißname hängt mit einer gewissen Abneigung gegen das Preußentum in Süddeutschland zusammen, und die beiden Herren aus Pommerland dürfen es mir nicht verargen, wenn ich mit voller Offenheit darauf eingehe. Die Deutschen bestehen, wie allbekannt, aus verschiedenen Stämmen, die, wie sie auch im Lauf der Geschichte durcheinander gerüttelt sein mögen, doch noch viel von ihrem besondern Charakter bewahrt haben. Es ist dies auch in andern Ländern so und kann kaum anders sein. So steht in Frankreich z. B. der Provençale dem Normanen gegenüber, wie in Deutschland der Bayer dem Preußen. Aber weil Frankreich ein schon seit Jahrhunderten politisch geeinigtes Land ist, haben sich die Stammunterschiede untereinander abgestumpft und machen sich weniger geltend. In Deutschland sind die Stämme massen, obgleich jetzt unter ein Feuer gestellt, noch nicht recht zusammengeschmolzen. Es ist da auch noch der Unterschied der Konfession, der die Schmelzung erschwert — ich sage erschwert, nicht verhindert. Der Protestantismus ist, meiner tiefsten Überzeugung nach, diejenige Form des Christentums, der dem deutschen Wesen und deutschen Geiste, der sich nicht in Fesseln schlagen läßt, am meisten entspricht. Wenn man ferner den Preußen vorwirft, sie seien eigentlich Slaven, so ist das eine Behauptung der Unwissenheit oder Böswilligkeit. Kein deutscher Stamm ist heute mehr ungemischt. Wie wir hier in Süddeutschland reichlich römisches Element aufgenommen haben, so in Norddeutschland slavisches; aber der deutsche Bestandteil ist der herrschende geblieben. Freuen wir uns, daß unser edles Volk sich nicht romanisieren oder slavisieren lassen; freuen wir uns, daß durch die verschiedenartige Beimischung eine reiche fruchtbare Mannigfaltigkeit gegeben ist. Es wachsen im deutschen Walde eben allerlei stattliche Bäume

hen, Buchen, Linden — jeder schön für sich und h schöner in wechselvoller Zusammenstellung. Die he darf nicht zur Buche sagen: Was willst du hier? gehörst nicht in den deutschen Wald. Oder nm- hrt die Buche zur Eiche. Wir müssen einträchtig mmenstehen, einer die Eigentümlichkeiten des ern ertragen lernen — zum Heil des gemein- en Vaterlandes, das nur durch Eintracht stark ist. nm auch den Süddeutschen, den Badener oder waben z. B., das österreichische Wesen mehr an- cht als das preußische, wenn ihm die Sprache des ners gemütlicher klingt: so möchte doch gewiß keiner uns unter dem österreichischen Scepter stehen und Doppeladler angehören, der zwei Köpfe hat, weil alb deutsch, halb slavisch ist. Der Preuße, der mit ht auf seine Ge- hte stolz ist, hat gewisses Selbst- bl, das ganz irlich aus dem ußtsein seiner Leist- en fließt. Wenn Selbstgefühl so geht, daß es s, was uns eigen- lich, bemäkelt, so- das, was offenbar r ist, wenn es in hlen umschlägt, kurz, n — wie es im smund heißt — liner Wind ge- t wird: dann ist lbe zurückzuweisen. her gehört die dote von dem Ber- , der, einem Süd- chen gegenüber, in r märkischen Heimat vortreflich fand. er Sie haben doch Berge," fiel ihm Süddeutsche ein. t," erwiderte der iner, „aber wenn velche hätten, wären reimal so hoch als hrigen."

„Deutschland lebe! Unser Kaiser lebe! Die deutsche Brüderlichkeit lebe!"

ie beiden Preußen en, und der Major gnete: „Dieser mit t berüchtigte Ber- r Wind, der vor- weise von Handelsreisenden und andern halb- deten Menschen aus der Reichshauptstadt ge- t wird, ist, glauben Sie, nicht das preußische en. Unsere hervorragendsten Männer sind im nteil bescheiden. Ich bedaure diese patzige ner Art um so mehr, weil sie uns schadet; sie ist eine Waffe in den Händen unserer Feinde. ch als alter Kriegsmann den Offiziersstand völlig , stehe ich nicht an, zu erklären, daß gerade vonseiten Standes nicht selten der richtige Ton verfehlt "

a, ja!" sagte ich, „die schlichte, bequeme, naive es Süddeutschen, der häufig weit mehr ist, als Äußeres verspricht, wird oftmals von Leuten ver- , die weit weniger sind, als sie scheinen, und in äußerm Aufputz und einer gewandten Zunge einen Vor- zug zu besitzen glauben, der ihnen nicht zukommt. Junge Herrchen, die noch kein Pulver gerochen haben, und deren einziges Verdienst darin besteht, Soldaten zu drillen, dünken sich, von besserm Holze zu sein als geistig bedeutende, hochverdiente Beamte und Männer des Bürgerstandes."

„Überschätzung ist ein Fehler der Jugend überhaupt," sagte der Major. „Diese Leutchen stellen mit ihrem Übermut einen Wechsel auf die Zukunft aus, der doch von recht vielen gelöst wird."

„Mag sein," erwiderte ich, „aber dies Wesen ist uns zuwider. Die Preußen sind die Spartaner Deutschlands, gut; aber vergessen wir nicht, daß es neben den Spartanern auch Athenienser gab, die in Künsten und Wissenschaften Mustergültiges geleistet haben. Sollte es nur ein Zufall sein, daß Goethe ein Frankfurter, Schiller ein Schwabe, Mozart ein Österreicher war? Denn auch die deutschen Österreicher haben ein Recht, hier angeführt zu werden. Und um einen Griff in die allerneueste Zeit zu thun: als die höchste Aufgabe, die einem vom betreffenden Fach geboten werden konnte: der Entwurf zum Reichstagsgebäude, gestellt wurde, trugen zwei Süddeutsche die ersten Preise über Hunderte von Mitbewerbern aus ganz Deutschland davon, und einem von ihnen wurde die Ehre zuteil, den stolzen Bau auszuführen."

„Lassen Sie mich," sagte der Major, „ohne die Richtigkeit des Vergleiches der Preußen mit den Spartanern näher zu prüfen, noch auf einen Punkt eingehen, damit Rechnung und Gegenrechnung vervollständigt werde. Sie erwähnten vorhin der gemütlichen Sprache der Österreicher. Ja, es ist wahr, wir Preußen sind kürzer angebunden, vielleicht auch schroffer. Wenn aber behauptet wird, wie dies vielfach geschieht, daß der Österreicher überhaupt gemütlicher als der Norddeutsche sei, so stelle ich das entschieden in Abrede. Wir haben das Herz nicht auf der Zunge, wie die lebhaftern Süddeutschen; aber glauben Sie mir: der Quell des Gemüts fließt ebenso voll und lauter in unsern Herzen und spricht sich besonders in unserm reichern Familienleben aus. Die süddeutsche Gemütlichkeit beschränkt sich vielfach auf ein Zusammenkommen in der Kneipe bei Bier und Tabak, wo dann offenbar in nassen Dingen zuviel geleistet wird — zuviel für die Börse und die Gesundheit, und wo, wie bei

den Studenten, wenigstens im Kreise der jüngern Mitglieder, Vieltrinken als eine Art von Mannhaftigkeit gilt. Wir Norddeutschen dagegen ziehen gern unsere Frauen mit in die Geselligkeit. Wenn sich die Geschlechter trennen, fällt der eine Teil leicht in Roheit, der andere in Klatscherei — zu beiderseitigem Schaden. Trotz alledem wohnen wir — wie mein eigenes Beispiel zeigt — gern unter ihnen. Ihre lebhafte Natur, ihre eigentümliche Begabung lockt uns an. Ich wollte nur, daß auch das Umgekehrte der Fall wäre."

Die Flasche, die der Major gespendet hatte, war geleert, und ich fühlte mich verpflichtet, seine Gabe zu erwidern. Ich nahm daher den Expeditor beiseite und fragte ihn, ob der Wirt etwas Feines im Keller habe. „Allerdings, allerdings!" sagte Höpken vergnüglich. „Er hat ein Eberblut von gutem Jahrgang. Wer davon trinkt, der, sagt man, hört die Engel im Himmel singen."

Als die Kellnerin die versiegelte Flasche öffnete, entströmte ihr ein köstlicher Duft, und der Major sagte: „Das muß ein braver Mann sein, dem ein so guter Ruf vorangeht."

Wir hatten diesmal hellgrüne Römer, welche die Blume des Weines schön zusammenhalten. Als wir anstießen, rief ich: „Ich leere dies Glas auf eine stets wachsende Verschmelzung der deutschen Stämme. Fort mit dem Ekelnamen Bettelpreuße! er ist eine Lüge. Versenken wir ihn in den Rhein, wo er am tiefsten ist! Wir sind weder Preußen noch Schwaben, sondern Deutsche, wir sind treue Söhne der Mutter Germania. Wohlan denn, nutze der eine, was der andere Gutes hat, schleifen wir die Ecken ab, an denen wir uns bis dahin thörichterweise gestoßen haben! Seien wir verträglich und duldsam, seien wir gerecht! Wir sind Brüder unter einem Dache; damit ist alles gesagt. Deutschland lebe! Unser Kaiser lebe! Die deutsche Brüderlichkeit lebe!"

Die Gläser klangen, und der Major wischte sich den rassen Schnurrbart und gab mir einen schallenden Kuß. Vielleicht hätte mich auch der Expeditor, der augenscheinlich die Engel im Himmel singen hörte, an sein Herz geschlossen; aber da knatterte, durch das offene Fenster hörbar, ein eben einlaufendes Telegramm. Er setzte die Dienstmütze auf und eilte pflichtgetreu von dannen.

Karl August Mayer in Karlsruhe.

Der verzauberte Hausschlüssel.

Eines der berühmten Salvatorlieder, das nie veraltet, lautet:

„Mir soan nit von Passing — mir soan nit von Loam,
Im lustigen Münching do soan mir derhoam!"

Die Münchner, die beim goldbraunen Zacherl-Öl so singen, haben weiß Gott recht, fidel ist München — kreuzfidel. Aber, aber, Gambrinus führt ein gar streng Regiment und wer nicht gefeit ist wie ein richtiger Hofbräuhausfex, dem kann allerhand passieren, wenn er zuviel mit dem „Krugl" scharmuziert. Ein bunt artiges Münchinger Abenteuer, und zwar ein recht lustiges, ist nun einmal einem strebsamen Kunstjünger begegnet, ein Abenteuer, das er sein Lebtag nicht vergessen hat.

Es mag nun 25 Jahre her sein, da zog besagter Jüngling, der damals kaum das 16. Lebensjahr überschritten hatte, in die Kunststadt an der grünen Isar ein, die Brust geschwellt von den rosigen Zukunftsträumen der Jugend, den Kopf noch voll von den Ermahnungen des besorgten Vaters und stolz darüber den ersten Schritt ins Leben selbständig zu thun, ja Stolz, dem der wohlgefüllte Geldbeutel den soliden Untergrund verlieh! Eine passende Wohnung war bald gefunden und, war dieselbe auch nur ein Dachstübchen — es war seine Stube und er wohnte, wie es dem Künstler gebührt, dem Himmel nahe, von dem ja doch alle Kunst stammen soll. Eingeräumt war bald und er wollte sich gerade entfernen, um vor hereinbrechender Nacht noch durch seine neue Heimat hin zubummeln, als es bescheiden anklopfte und auf sein „Herein" seine Hauswirtin, eine alte Kontrolleurswitwe eintrat und ihm feierlich unter vielen Komplimenten den Hausschlüssel überreichte, mit der bedeutsamen Bemerkung, das Haus werde um 9 Uhr abgeschlossen.

Den Hausschlüssel, das Zeichen der Zimmerherrlichkeit, — den ersten Hausschlüssel, der ihm kontrolliert zu Gebote stand — und was für ein Prachtexemplar, würdig in jede Altertumssammlung aufgenommen zu werden, von riesiger Länge und Dicke eines anständigen Zimmermannsbleistiftes, in einer Tasche unterzubringen, war rein unmöglich und endlich hing ihn der glückliche Besitzer an die Hosenschnalle, wo er baumelte wie „des Löwen Wappen".

Nun, in den ersten Tagen wurde der Hausschlüssel nicht gebraucht. Der kaum dem Neste entflogene schüchterne Kunstjünger hatte noch keine Freunde, blieb deshalb abends zu Hause oder kehrte wenigstens punkt 9 Uhr mit dem Zapfenstreich auf sein Stübchen zurück. Das wurde aber bald anders, er lernte Biergenossen kennen, mit denen er bei herrlichem Bier und gemütlicher Unterhaltung sitzen blieb, sitzen, bis die Kellnerin den Gashahnen umdrehte und der letzte Bierzapf nach Hause gegangen. Ja, wen es einmal hat, das Münchner Kneipleben, den packt's fest in der Kneipzange und läßt ihn nicht wieder los, bis er wie der ächte Münchner jeden Abend — mag's nach Hause wankt. So kam es auch bei unserm jungen Freund und der Hausschlüssel, das Mordinstrument, kam zu seinem Rechte, denn:

„Wer ein bedächtiger Trinker will sein,
„Der steck' den Hausschlüssel frühmorgens schon ein."

Allein „sechse treffen, sieben äffen" und Gambrinus, der gewaltige König, läßt nicht mit sich spassen, niemand wandelt ungestraft durch seine goldener Gerste und rankenden Hopfen reich gesegneten Lande.

Einmal nun hatten die Freunde tüchtig gebummelt und es war schon spät nach Mitternacht, als unser Bekannter in dem seligen Zustand, den Vater Urbanus einst mit dem schönen Worte „bediadusel" bezeichnete, nach Hause zurückkehrte. Als er nach mannigfachen Schwankungen endlich an die rechte Thüre gelangte und nach vielen vergeblichen Versuchen, bei welchen er sich jedesmal taumelnd um die eigene Achse drehte, den Hausschlüssel von der Hosenschnalle losgebunden und in das Schlüsselloch mit vieler Mühe eingeführt

te — da läßt sich das heillose Ungetüm nicht herum-
hen. Er rückte und drückte, daß ihm vor Anstren-
ng der Schweiß über die Stirne lief — es ging
ht. Das war denn doch eine verdammte Geschichte,
an man das Bett so nötig hatte wie er.

„Verfluchte bayerische Bierpantscher — faules
lk — nicht einmal die Schlösser ölen sie, daß ein
der Mann ins Bett kann," war das für die Münch-
nicht gerade schmeichelhafte Selbstgespräch. Was
n thun? Halt! ein herrlicher Gedanke! Vielleicht
t's so. Er zog seinen Zimmer-
üssel heraus, steckte ihn in
Ring des widerspenstigen
usschlüssels und drehte mit
er Gewalt. Rack — mit
em Krach ging das Schloß
f. Gott sei Dank! — Das Zu-
ießen ging merkwürdig leicht
d nach einer guten Viertel-
nde, die zum mühsamen Er-
ttern der steilen Treppen ver-
ucht wurde, schlief der Edle
ein Sack.

Nach solchen Anstrengungen
m man nicht so früh das
tt verlassen und so war es
nahe 10 Uhr als ein gewal-
es Klopfen den Schläfer störte
es war die Hauswirtin.

„So, Sie schlafen noch. Sie
alefizlump, Sie damischer.
issen S' nöt, was S' an'gstellt
'n — d' Hausthür'n hob'n S'
g'lassen. I hob' gmoant, i
get en soliden Herrn und
t hob' i so en Bruder der-
scht, so en liederlichen, der
Ursach ist, daß mir, einer ehr-
ren Frau, der Hausherr auf-
'n will. Was sogen S' dazu?

Den Hausschlüssel, das Zeichen der Zimmerherrlichkeit — und was für ein Prachtexemplar.

Im Vollgefühle der Unschuld antwortete der Über-
lene:

„Gar nichts sage ich, denn ich habe die Thüre
chlossen und da liegt noch zum Beweis der Haus-
lüssel auf meinem Nachttisch!"

Herr des Himmels! — das alte Folterwerkzeug
tte den Bart verloren. Jetzt war's klar, also da-
m ging das Schloß so schwer auf und so leicht zu.
ie Frau Kontrolleurin starrte mit offenem Munde die
chängnisvolle Eisenstange an.

„Ja," fuhr rasch besonnen der Angeschuldigte fort,
dem er die Rollen tauschte und die des Beschuldi-
s übernahm, „ja, sehen Sie sich das rostige Ding
r an, das kommt davon, wenn man seine alten
hlösser nicht ölt, sodaß solide Leute stundenlang
f den Straßen stehen müssen. Reiben Sie es dem
en Protzen und Zinszwicker von Hausherrn nur
ter die rote Nase. Den Hausschlüssel nehmen Sie
r gleich mit, bis heute mittag muß er repariert sein
d jetzt schieben Sie ab und stören in Zukunft die
ute nicht mehr bei Tagesanbruch!"

Die verblüffte Dame, die bei der Behauptung, es
Tagesanbruch, einen grimmigen Blick auf die Uhr
arf, zog ab wie ein begossener Pudel.

Mit dem wiederhergestellten Hausschlüssel ver-
en ging es abends in die gewohnte Kneipe. Die
reunde mußten doch auch das nächtliche Abenteuer
fahren. Es wurde viel darüber gelacht und obgleich
unser Freund sich vorgenommen, früh zu Bette zu
gehen, wurde es doch wieder Mitternacht, als er den
Heimweg antrat. Nun dieses Mal hatte er ja den
neuen Hausschlüssel, da konnt' es nicht fehlen. Rich-
tig öffnete sich nach zweimaligem Umdrehen das Schloß
ganz leicht — aber der verfluchte Hausschlüssel mußte
aus des Teufels Schmiede sein, denn jetzt war er
trotz allen Ziehens und Reißens nicht herauszubrin-
gen. Das war ja wieder eine ganz verdammte Ge-
schichte. Den Schlüssel stecken und die Hausthüre
offen lassen, das ging ja nicht
an, denn mit so einem Münch-
ner Hausbesitzer ist kein Spaß
zu machen, die Kerle sind im
Vollgefühle ihrer Protzigkeit
grob wie Bohnenstroh. Das
war ja zum Verzweifeln. Allein,
wo die Not am größten, ist
die Hilfe am nächsten. Gerade
als es auf den Frauentürmen
Mitternacht schlug, kam mit
schwerem Schritt die Straße
herunter ein baumstarker Bursche
zur Unglücksstelle. In seiner
Verzweiflung flehte ihn der un-
glückselige Hausschlüsselbesitzer
um Hülfe an.

„Ja — was wär' nu aber
dös?" sagte lachend der Fremde
„dös is mehr wie kurios. Do
san S' grod an den Recht'n
kimmen. — I bin eh a Schlosser.
Do wär'n ma glei g'hulfen
hob'n." Der Schlossergeselle
ging flugs ans Werk, rüttelte
den Schlüssel, steckte sein Messer
ins Schlüsselloch, drehte vor-
sichtig und im Nu hatte er
das Ungetüm heraus.

„Schaug'n S' junger Herr, do hoben S' den Schlüssel
rumbogen — der Bart
ist liederlich a'gsetzt
g'wesen, u. z'nix mehr
nutz — den dreh'n ma
vollends ab."

Da war der ver-
hexte Schlüssel wie-
der bartlos wie er
es am Morgen ge-
wesen. Einerlei —
die Hausthür war
auf und die schlechte
Reparatur war ge-
nügende Entschuldi-
gung. Miteinemherz-
lichen „Dank" und
„gut Nacht" wollte
der Gerettete in die
Hausthüre schlüpfen,
aber die Hand des an-
geheiterten Schlosser-
gesellen hielt ihn
zurück:

„Holt — nur stat,
so hob'n mir nöt
g'wettet. I denk', a
Moasl Bier war mei'
Arbeit scho wert!"

Rack! — mit einem Krach ging das Schloß auf, Gott sei Dank!

Mit einiger Verlegenheit zog der beschämte Kunstjünger den Geldbeutel:

„Noa, noa — so woas nöt gmoant. I bin koa Fechtbruder net — mer trinken a Moasl mitsammen."

„Ja — aber die offene Hausthüre?"

„Woas Hausthür. München is koa Rauberhöhl', und wann'st im Nest liegst, stehts au auf. Oder aber schamst di vielleicht, mit mir z'kimme?" schrie der Schlosser, der sich beleidigt fühlte, „glei geh'st mit oder d'bist a Lump, a miserabliger, a Packl, a drecketer."

So vieler Liebenswürdigkeit konnte der Angeredete nicht widerstehen und nur ganz schüchtern warf er noch ein:

„Wenn aber indes jemand zuschließt?"

„Dann schlofst holt bei mir — i hob no a' Bett in meiner Stub'n vun mei'm Neb'ng'selln, der is hoam g'fahr'n. Jetzt mach' koani Spargimenten, allo marsch!"

Da war nichts mehr zu wollen. Seufzend fügte sich unser Freund in sein Schicksal und bald saßen die beiden in einem benachbarten Brauhaus, wo die Gäste schon in lichtern Reihen saßen, bei dem vollen Steinkruge, dem Münchner Moasl. Der Schlosser nahm aus dem dargebotenen Kruge einen so gewaltigen Schluck, daß die erste Maß bald alle war und mit fabelhafter Geschwindigkeit folgte die zweite und die dritte. Der Kunstjünger wollte sich empfehlen — da kam er schön an.

„Jo woas wär' me dös. I muß au a Moasl zoahln — Durscht hob' i schon au no — wart' i hol' no a Haferl."

Nun auch das Haferl wurde vertilgt und wer weiß, was noch geschehen wäre, wenn nicht ein Brauerbursche Feierabend geboten hätte. Der Schlosser begleitete seinen neugewonnenen Freund bis an dessen Hausthüre — Herrgott, — sie war verschlossen.

„Thut nix," meinte mit größter Seelenruhe der Schlosser, — „thut goar nix, jetzt kimmst mit mir."

Es war ein weiter Weg, den die beiden noch zurückzulegen hatten. Der Schlosser wohnte weit weit draußen vor dem Sendlingerthor in einer neu erbauten Mietkaserne. Da standen in langen langen Reihen die hohen kahlen Häuser, die einander zum Verwechseln ähnlich sahen. Endlich blieb der Schlosser stehen:

Der Schlosser nahm aus dem dargebotenen Kruge einen so gewaltigen Schluck, daß die erste Maß bald alle war.

„So, do is's. Woa Brüderl — übers Hofgatter müss'n ma ... steig'n, do hob' i ... koan Schlüssel derzu — fürs Haus hob'n im Sack. Also kimm — 's geht ganz leicht."

Sie stiegen über, der Schlosser voran. ... sie in dem dunklen Hofraum standen, ... auf einmal der Schlosser:

„Woas is jetzt ... dös — do steht ... Hinterhaus. Sakra — jetz is's schlimm, i hob ... Haus g'fehlt, wo ... Moaster wohnt, bei der Viechsdunkelheit. ... g'schwindwieder'nüber."

Also wurde zurückgeklettert. Nach ein paar Schritten blieb der Schlosser abermals stehen:

„So do san ma — die sakramentschen Häuser schau'n in der Nacht au ganz gleich. Jetzt steig'n ... halt wieder übers Th... Brüderl!"

Mit dem Aufgebote der letzten Kräfte ... der junge Mann über das Gitter.

„Jetzt woaßt, Bruderherz, a Hausschlüssel hob' i, aber an Schlüssel ... Vorplatzthür hob' i ... do muß i schell'n. ... braucht der Moaster ... z'wissen, daß i di ... bring'. Er kimmt immer im Dunkeln 'raus, ... faßt's mei' Rockzipfel ... gehst leis hinter mir ... Aber d'Stiefeln mußt ... abzieh'n!"

Leise, leise steigen ... die stichdunkle Treppe hinauf — der Geselle klingelt. Es dauert ziemlich lange; endlich nahen sich schlurfende Schritte und eine tiefe Männerstimme fragt, wer da ...

„I bin's, Moaster."

„So, du bist's, ... Lump — du sakrischer mach' nur, daß d' ... kimmst!"

„Noa, — dös is koa Spitzbub net. Aber ins Kuckucks Namen, wie kimmt's Ihr dann do her?"

Der Geselle wischt ... nein und sein Gefährte faßt rasch den Rockzipfel, d. h. den des Meisters und huscht geräuschlos wie ein Schatten auf den Socken in der dichten Finsternis hinterdrein ...

ie Stube, wo er endlich seine Ruhe zu finden offt. —

Als der Schlosser, den er im Zimmer losgelassen, ine Anstalt machte, ein Licht anzuzünden, mahnte mit leiser Stimme:

— „Nu, mach' doch Licht!"

Da brüllt ein ächter Münchner Bierbaß der tiefen Sorte:

— „Jesses! was ist dös? Wer hot sich da i'g'schlichen. Weib, mach a Licht —, i halt den Kalefizräuber derweil am Kragen!"

Eine kreischende Weiberstimme fiel getreu ein, ine derbe Faust packte unsern jungen Freund an der Kehle und — es ward Licht.

Wie der Meister den totenbleichen, anständig gekleideten, an allen Gliedern zitternden Menschen sah, a öffnete sich die rußbedeckte schwielige Faust und ließ den halberstickten Gefangenen los.

„Noa — dös is koa Spitzbub net. Aber ins Kuckucks Namen, wie kimmt's Ihr dann do her!"

Da löste sich die Zunge und der Arme berichtete getreulich die Abenteuer dieser Nacht und als er geendet, da lachte der Meister, daß die Wände wackelten, aus dem Bette grillte die Schlossersfrau und im Nebenzimmer schrien die Kinder.

„No, dös is aber zum Iserg'schwellen," sagte endlich atemholend der biedere Münchner, „dös is no nöt dog'west — dös is ja a verzauberter Hausschlüssel, a verhexter. No jetzt gehen S' wieder zum Ambros und schlof'n S' ruhig ihren Schrecken aus. Morgen frühstücken S' mit uns und dann mach' i Ihnen a Hausschlüssel mit dem Tag und der Jahrszahl druf, daß Sie dran denken, woas Sie in der Nacht alles erlebt haben."

„Weiß der Allmächtige, das vergesse ich meiner Lebtage nicht — auch ohne Hausschlüssel und Inschrift," meinte wehmütig der Schwergeprüfte.

„Wer die Wahl hat, hat — nicht die Qual!"

Geschichte einer Kur gegen das Wahl-Fieber.

Von R. Schmidt-Cabanis.

Selbstverständlich giebt es unter den zahlreichen Sprichwörtern und volkstümlichen Redensarten unserer lieben deutschen Muttersprache auch eine recht ansehnliche Menge höchst überflüssiger, abgeschmackter und vor allen Dingen: veralteter, die in Anschauungen und Institutionen verflossener Jahrhunderte wurzelnd, unserm modernen Wesen direkt widersprechen und mit der Kulturentwicklung der Gegenwart durchaus nicht mehr in Einklang zu bringen sind.

Eine der hervorragendsten dieser sprichwörtlichen Ungereimtheiten, die uns aber trotzdem noch überaus lose auf der Zunge sitzt und bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit fast unwillkürlich, jedenfalls aber höchst unüberlegt zu Gehör gebracht wird, ist die bekannte Redensart: Wer die Wahl, hat die Qual!

Welche Summe von Unwahrheit in diesem Halbdutzend unschuldig klingender Wörter!

Hat nicht im Gegenteil grad' derjenige die Qual, dem jegliche Wahl abgeschnitten und versagt ist, den die eiserne Nothwendigkeit und das bittere Muß (zwei der „Wahl-Qual" gerade entgegengesetzte Begriffe!) zu etwas ganz Bestimmtem unweigerlich zwingen?! In der Wahl liegt die Freiheit, im Zwange die Qual, und durch den Talisman der Wahlfreiheit erst sind wir des absolutistischen Zwanges los und ledig geworden.

Die Idee des politischen „Wählen-Könnens" ist mit der der geistigen Selbständigkeit untrennbar verknüpft; daher denn auch selbst unsere konservativsten Parteien es mit aufrichtiger oder mindestens gut gespielter Entrüstung von sich abweisen, auf eine Unterdrückung des Wahlrechtes, d. h. auf den Untergang des konstitutionellen Systems hinzuarbeiten.

Nur der starre Reaktionär bebt vor dieser Bethätigung eines selbständigen freien Willens entsetzt zurück, die doch der Mensch im allgemeinen mit gerechtem Stolz als unantastbares Eigentum für sich in Anspruch nimmt. In andern, niedriger organisierten Klassen des Naturreichs hat sich allerdings die Wahlfreiheit von jeher als ziemlich gefahrbringend für diejenigen Geschöpfe erwiesen, welche zufälligerweise in die Verlegenheit gerieten, sie auszuüben, und wir gedenken z. B. nicht ohne schmerzliche Bewegung des armen Grautiers, das zwischen zwei saftige, frische, duftende Heubündel gestellt, verhungerte, weil es sich zu sehr Esel fühlte, um die nötige Energie für eine Wahl zwischen den beiden leckern Futter-Portionen gewinnen zu können.

„Wer die Wahl hat, hat die Qual", ist also hiernach im Grunde genommen nur ein Sprichwort für E—nergie-lose Leute, und dadurch wäre seine Unhaltbarkeit, ja, seine Schädlichkeit schon genugsam erwiesen — namentlich in einer Zeit, die von jedem einzelnen wie von der Gesamtheit die Anwendung und Verwertung des höchsten Maßes der in ihn oder in sie gelegten geistigen Kräfte gebieterisch fordert.

Leider aber giebt es, die Wahrheit zu gestehen, Leute jenes energielosen Schlages noch in recht betrübender Anzahl, und vorzugsweise ihnen haben wir denn auch wohl das Weitergelten, das Blühen und Gedeihen jener überlebten Redensarten zu verdanken.

Und dabei kann man diese geschätzten Mitbürger in sehr vielen Fällen nicht einmal böswilliger Absichten anklagen, wenn sie sich beim Herannahen eines Landtags- oder Reichstags Wahltermins auf ihr Lieblingssprichwort berufen; sie stehen dabei wirklich Folterqualen aus — vorzugsweise in der Einbildung natürlich — die man seinem schlimmsten Feind nicht gönnen möchte, und tragen emsigst Sorge, sich selbst jenes vornehmste bürgerliche Recht als eine der lästigsten Verpflichtungen auszumalen. Und wie schwer es in unserm lieben deutschen Vaterlande hält, diesen redensartigen — oder besser: diesen redensunartigen Irrtum zu kurieren, das soll unsere kleine Geschichte zeigen, deren größter Vorzug vielleicht ihre Wahrhaftigkeit ist.

Ich kannte in Berlin einen sonst sehr wackern, geschickten und arbeitsamen Schneidermeister, der allen Anforderungen, welche man vernünftigerweise an ihn als Menschen, Familienvater und Staatsbürger stellen mochte, aufs gewissenhafteste nachkam; nur wenn's zu den Wahlen ging, wurde der Mann von einem wahren Fieber ergriffen. Er stimmte Klagelieder Jeremiä an über alle Vorversammlungen, von denen er übrigens nicht eine einzige besuchte; und er geriet in helle Verzweiflung, wenn die Bekanntmachungen erschienen, welche zur Einsichtsnahme der Wahllisten aufforderten, ohne daß er natürlich je daran dachte, sich von der richtigen Eintragung seines eigenen Namens in dieselben zu überzeugen. Ich bin sicher, daß er's ungefähr dem Gewinn des großen Loses gleichgeachtet haben würde, wenn er einmal in der Liste gefehlt hätte; aber seltsamerweise blieb ihm diese heiß erflehte Gunst des Schicksals — wenigstens während der Zeit unserer Bekanntschaft — versagt.

Seine Beteiligung an dem Wahlakt selbst hielt mein braver Freund glücklicherweise für eine staatsbürgerliche Unumgänglichkeit, wodurch sich allerdings mit dem Näherrücken des Wahltermins die Krisis bei ihm in der bedenklichsten Weise steigerte.

Er vernachlässigte seine Kundschaft und brütete oft stundenlang kopfschüttelnd vor sich hin; er wurde tyrannisch gegen seine Gesellen, prügelte seine Kinder, und seine Frau erzählte mir unter Thränen, daß er schon wochenlang vor dem Wahltage in seinen Träumen unter entsetzlichem Stöhnen und Ächzen von nichts als Abstimmungen, Wahlresultaten und Stimmzetteln phantasiere.

Die Frau Meisterin, obgleich durchaus keine gelernte Politikfabrikantin oder Bannerträgerin fürs weibliche Stimmrecht, hatte übrigens kein geringes Verdienst daran, daß ihr Gatte bei seinem ausgebildeten Wahlfieber überhaupt noch zur Urne ging.

Ohne ihre Nase in den Brei des „Auswärtigen" zu stecken, oder abends an der Straßenecke mit Hilfe einer oder der andern staatsweisen Nachbarin die „innern" Zustände mündlich zu verbessern (— bei neun hungrigen Mägen tagtäglich am Tisch hätte dazu wohl auch die Zeit gefehlt —), wußte Frau Schneidermeisterin Wiedeberg aus dem vierteljährlichen „direkten" Steuerzettel, und aus dem kleinern, aber durch seine häufigere Wiederkehr noch weit schwerer wiegenden „indirekten" — aus dem Ausgabenzettel vom Wochenmarkt nämlich — recht gut, wo den Bürger der Schuh drückt. Und wenn ihr Gatte etwa einmal einen gar zu heftigen Anfall von Schüttelfrost vor dem Wahlgange hatte, dann rückte sie mit einem jener beiden Steuerrezepte an; die Arznei wurde eßlöffelweise beim Mittagsbrot und in Theelöffeln zum Frühkaffee und zum Vesper eingegeben und schmeckte etwa folgendermaßen: er — Meister Wiedeberg — sei selber schuld daran, wenn die Lasten des Bürgers von Jahr zu Jahr drückender würden; denn wer sich nicht darum kümm're und nicht dafür sorge, Männer in die Volksvertretung zu schicken, die dieser steigenden Steuerflut einen Damm entgegenzusetzen wüßten, der verdiene eben sein Schicksal, und es sei ihm nur gerecht, wenn der Herr Gerichtsvollzieher † † † lobesam ihm den letzten Rock vom Leibe und das letzte Wirtschaftsstück aus der Stube pfände.

Dieses Hausmittelchen erwies sich denn auch glücklicherweise fast immer probat; Meister Wiedeberg stärmte und polterte — nachdem er's eingenommen — noch einiges in seinen vier Pfählen umher; gehörige Bewegung erhöht ja überhaupt die Wirkung einer Brunnenkur; er schimpfte auch wohl über die schlechte Zeit, um die ihn das „himmelsakramentische" Stimmgeschäft wieder bringe (— wieviel's ihm später an barem Gelde sparen half, brachte er dabei natürlich nicht in Anrechnung!), endlich aber entschloß er sich denn doch, den Sonntagshut vom Nagel zu langen, und unter Stöhnen und Seufzen ging's zur Wahl.

Nur einmal wollte die beliebte und bewährte Kurmethode gegen Meister Wiedebergs Wahlscheu bei ihm nicht mehr anschlagen. Das hing aber so zusammen:

Hatte unser Freund auf Grund seines bewährten Fieberschüttelns und um seine Kehle geschmeidiger zu machen, einen Schluck Bier mehr zu sich genommen als seiner sonst absolut mäßigen und nüchternen Natur sympathisch erschien; oder meinte er, wie's furchtsame Kinder in der dunklen Kammer zu thun pflegen, durch lautes Schreien seine eigene Angst zu betäuben: genug, als sein Name aufgerufen ward und er an den Wahltisch trat, nannte er seinen Urwahl-Kandidaten — einen gut liberalen Mann — mit so lauter Stimme, daß die Scheiben klirrten und sich die Augen der ganzen Versammlung auf ihn lenkten, während der Beisitzer des Wahlvorstandes — ein pensionierter Herr Hofrat — vor Schreck auf seinem Stuhl erstarrte und erst nach einigen bangen Sekunden, in denen besorgte Gemüter glaubten, der Schlag habe ihn getroffen, eine unterbrochene Prise zu Ende zu schnupfen vermochte.

Aber was war dies hofrätliche Entsetzen gegen das Meister Wiedebergs selber?!

Er, der in seiner eigenen Behausung selbst politisierte nur auf Socken ging, und der, wenn draußen auf der Straße oder Sonntags in einem Gartenlokal die Rede auf derlei gefährliche Dinge kam, schneller verschwand als sein ängstlicher Kollege Jetter in Goethes „Egmont-Tragödie" — er, Meister Fridolin Wiedeberg hatte die unglaubliche Keckheit gehabt, hier vor aller Welt frei und offen Farbe zu bekennen und einen stadtbekannten „Linken" als Mann seiner Wahl laut hinauszuposaunen.

Mußte da nicht die Erde beben und die Sonne vom Himmel herab ins Reich der ewigen Finsternis stürzen?

Mein armer Meister schwankte denn auch, wie wenn der Boden unter seinen Füßen sich senkte und hinab vom Tisch fort der Thür zu: der kalte Angstschweiß perlte ihm auf der Stirn und seine Lippen murmelten nach links und rechts Entschuldigungen, als hätte er mit diesem öffentlichen Bekennen seiner Meinung sich eines himmelschreienden Verbrechens gegen die gesamte Mitwelt schuldig gemacht.

Als er zwischen den Stuhlreihen der Urwähler hinschritt, dämmerte in ihm ein tiefes Verständnis für die Gefühle eines Soldaten der guten alten Zeit auf, der zum Spießrutenlaufen verurteilt worden; er meinte er niedersinken zu müssen unter dem fragenden Blick eines seiner besten Kunden, von dem er wußte, daß derselbe eifriger Leser des offiziellen Regierungsanzeigers sei, und dort schien ihm das erstaunte Kopfschütteln eines andern, der fast einmal als konservativer Kandidat in der Gemeindevertretung aufgestellt worden wäre, den Gnadenstoß zu geben.

Schlimmer aber als diese Kundgebungen von „gegnerischer Seite", erschienen ihm die Glückwünsche, welche die „Energischen" seiner eigenen Partei ihm entgegenriefen.

„Bravo, Wiedeberg!" sagte ein rotköpfiger Klempnermeister; „endlich ist der Duckmäuser doch auch 'mal aus sich herausgegangen!"

„Das war 'n Manneswort!" meinte der radikal ngehauchte Barbier, und der reckenhafte Schlächter Steinhausen, des Schneiders leiblicher Vetter, reichte m über die Häupter seiner gesamten Nachbarschaft ie Hand entgegen und schrie mehr als er sprach: Recht so, mein Junge! Dafür haben wir hier die ffentliche Wahl, und wenn's dir und mir die ndern nur nachmachen wollten, dann würde bald ein nderer Zug in die Geschichte kommen!" — — —

Wie Meister Wiedeberg vom Wahllokal quer über e Straße nach seiner Behausung gekommen, das eiß heut noch kein Mensch zu sagen, er selber am enigsten; aber soviel steht fest, daß er direkt aus m Sonntagszeug ins Bett fuhr und, die Decke eit über die Ohren gezogen, in stummer Verzweiflung lag, vermeinend, es müsse jeden Augenblick ein Schutzannshelm durch die Thürspalte blitzen und die ilige Hermandad ihn selbst wegen Hochverrats oder iderstands gegen die Staatsgewalt oder aus sonst nem andern plausibeln Grunde mindestens auf lebens- na hinter Schloß und Riegel verschwinden lassen.

Gegen end nach er fünf- n Tasse amillen- ee und der ensoviel- 1 Trost- edigt sei- e Gattin, rde dem eister ein hißchen chter uns rz; hoch d teuer er ver- wor er , dies sei n letzter ung zum ahltisch vesen; er b'simmer agt: das ste zum glück füh-

Damit schob er Meister Wiedeberg's Arm unter den seinigen.

; nun habe er sich durch seine politische Zügelgkeit und radikale Wildheit um Kundschaft und putation gebracht, könne mit den Seinen am Hungerde nagen, und daran sei niemand anders als die angetraute Mutter seiner Kinder, Frau Karoline milie Wiedeberg, geborene Lehmkuhl, schuld! — Hierh wendete er sich auf die andere Seite und schnarchte bald in den loyalsten Tonarten.

Andern tags erwachte er zur gewohnten Zeit noch as matt, aber ziemlich besänftigt.

Beim Frühstück lenkte die Gattin zuerst mit Vort das Gespräch auf die Ereignisse des verflossenen ges, und suchte dann dem Meister die Furcht vor den gen seiner „Mannesthat" nach Kräften auszureden. Fridolin," hub sie an, „was ist das für 'ne Idee der Kundschaft! Die Leute lassen doch nicht ihre titik bei dir arbeiten, sondern bloß die Röcke! Und vernünftiger Mann wird wahrhaftig nicht fragen, sein Schneider inwendig für 'ne Farbe hat, wenn die vom Hosenzeug nicht an der Sonne verschießt! Na, und wenn wirklich einer so schief gewickelt wäre, um so 'ner Lappalie willen von dir abzuspringen, wo deine Nähte wahrhaftig ebenso haltbar und konservativ sind wie vom besten Kleidermacher in der Stadt, dann laß ihn laufen; dafür werden zehn andre, die gestern dabei waren, nur noch Fridolin Wiedebergs liberale Westen und Überzieher auf dem Leibe haben wollen.

Aber alles Reden war vergebens. Der Meister war entschlossen, sich politisch kaltzustellen; hätt's auch durchgeführt, und so sich selber um die praktische Ausübung der bürgerlichen Ehrenrechte gebracht, wenn nicht Gevatter Steinhausen, der Schlächter, durch den Barbier hinter die Sache gekommen wäre.

Der griff's flott an und traf für des Schneiders subtile Natur gerade das richtige Mittel.

Fand bald darauf eine Neuwahl zum Reichstag statt, zu der unsern Meister Wiedeberg natürlich keine zehn Pferde gezogen hätten — trotz der geheimen Abstimmung; aber der Schlächter bekam ihn doch dahin, wo er ihn haben wollte.

Am Vorabend des Wahltages erschien Steinhausens Bursche beim Schneider, machte einen schönen Empfehl von seinem Meister, und der Herr Vetter Fridolin möge doch nächsten Morgen hinüber zum Schlächter kommen, ihm Maß zum neuen Anzug zu nehmen.

Wiedeberg war natürlich mit Maß und Notizbuch pünktlich zur Stelle, traf aber den Herrn Gevatter nicht mehr im Laden an; eben, hieß es, sei der Meister da und da hin ins Bierlokal, wo er den Vetter erwarte. Fridolin möge ihm nur flugs nachkommen, denn der Meister müsse von da aus gleich weiter zum Viehkauf, und mit dem Anzug pressiere es allermeist.

Der Schneidermeister natürlich nicht faul zum Bierhaus hin; trat ihn zwar wieder die Angst an, als er schon von weitem am Eingang zum Wirtssaal die bekannten drei oder vier Partei-Lockvögel mit den verschiedenen Stimmzetteln sich tummeln sah; aber er steckte die Hände tief in die Taschen, damit ihm ja nicht etwa einer das gefährliche Papier schnöderweise mit List zwischen die Finger spiele, blickte weder nach rechts noch links, sondern schob sich direkt ins Schanklokal und — saß in der Falle!

„Hab' ich's nicht gesagt," rief der behäbige Schlächter, dem Schneider die Rechte bietend, den andern am Tische zu: „da ist er! Ja, wo's gilt, für die gute

Sache mit Leib und Seele einzutreten, da laßt der Wiedeberg nicht auf sich warten! Na, hier einen Schluck zur Stärkung, Vetter, und dann an die Gewehre!"

Den Meister überlief's heiß und kalt.

„Ich dachte — du wolltest — —" stotterte er, den Schlächter anstarrend, und ließ dabei das Ende des Meßstreifens vorsichtig aus der Tasche lugen. Steinhausen aber zog ihn an sich und flüsterte halblaut:

„Na freilich, dazu hab' ich dich ja holen lassen; aber in 'nem Wahllokal kann man das doch nicht so auffallend machen!" Dann fügte er laut hinzu: „Ja so, wenn du dein Handwerkszeug etwa bei dir hast, Fridolin, und das wirst du doch als tüchtiger Schneider, dann kannst du mir hernach drinnen beim Wirt auch ein neues Sommerhabit auf den Leib metern — man muß immer 's Angenehme mit dem Praktischen vereinigen! Erst aber flott an die Urne, wirf deinen Zettel hinein — — — hast keinen? J, der Tausend, die Kerls draußen sind doch freigebig genug damit! Na wart', hier hast du vier Stück — von allen Couleuren! Welchen du nehmen willst, das ist natürlich deine Sache; aber gewählt muß werden; und damit dein Fetzen dir nicht daneben fällt, oder mir der meine: komm, da wollen wir mitsammen gehen, daß einer hübsch Obacht giebt, wo dem andern sein Zettel bleibt!"

Damit schob er Meister Wiedebergs Arm unter den seinigen — an ein Wiederloskommen war aber da nicht mehr recht gut zu denken! — und kurz darauf war der Schneider aus einem Pfahlbürger wieder ein Wahlbürger geworden, und noch ein paar Minuten später stand der Schlächter in Meister Fridolins Notizbuch mit so und so viel Längen- und Breitegraden eingetragen, und wird auch wohl — von der Pünktlichkeit der Wiedeberg'schen Geschäftsführung zu schließen, seinen Anzug zur festgesetzten Zeit richtig sauber und bequem erhalten haben. — —

Wenn der Leser der Geschichte nichts hinzuzufügen hat, desto besser; ich — ja! Und zwar zweierlei. Einmal den Wunsch, daß das altersmüde Sprichwort: „Wer die Wahl hat, hat die Qual" — wenigstens was seine politische Bedeutung betrifft — recht bald zur wohlverdienten Ruhe kommen möge. Zweitens aber, daß jeder Gevatter Wiedeberg und jeder sonstige Fridolin, der heut noch auf jene Redensart schwört, bald seinen Meister Steinhausen finden mag, und daß ihm die Kur gut anschlage! Amen.

Ein zweiter Salomo!

Der Fuchsbauer in Langenschnipflingen war wild auf den Veitel Itzig, weil er von dem Juden im Viehhandel betrogen worden war. Eigentlich hatte der Fuchsbauer den Itzig betrügen wollen — einen Juden übers Ohr hauen, ist beim Viehhandel keine Sünde — der Itzig war aber geriebener als der Bauer, und dieser wurde glücklicher Eigentümer einer Kuh, die alles Mögliche von sich gab, nur keine Milch.

„Wart' nur, Jude, ich werde dir's eintränken!"

Sitzt der Fuchsbauer eines Tages auf der Bank vor seiner Hausthüre, raucht seine Pfeife und dengelt seine Sense.

Kommt der Itzig die Dorfstraße herauf.

Wie er den Fuchsbauer erblickt, greift er an die Mütze und grüßt: „Fleißig, Fuchsbauer?" Und mit einem pfiffigen Augenblinzeln setzte er hinzu: „Was machts Kühle? Gebts immer noch brav Milch? Ich hätt' wieder ein's, ebbes faines!"

Bei diesem Spotte schoß dem Bauer das Blut ins Gesicht. Wütend sprang er auf: „Verdammter Schmuhl!" und schleuderte seinen Hammer nach dem Juden. Der Itzig, unverschämt wie die Juden sind, bückt sich, und der Hammer fliegt über sein Ziel hinaus, zertrümmert eine Fensterscheibe des gegenüberstehenden Hauses und trifft den Nachbar Michel, der gerade am Fenster saß.

Wütend sprang er auf: „Verdammter Schmuhl!" und schleudert seinen Hammer nach dem Juden.

Der Michel, mit blutender Nase, stürzt wütend auf die Straße heraus, der Itzig ergreift Fersengeld, und der Fuchsbauer schreit: „Michel, hau' ihn, der Jud' ist an allem schuld!"

Der arme Itzig rennt, als hätte er wirklich ein Verbrechen begangen, verfolgt von dem wütenden Michel, dem Fuchsbauer und einem halben Dutzend Dorfbewohner, die mit lautem Halloh! sich der Judenhetze anschlossen. Beim Rathausbrunnen erwischten sie ihn und schleppten ihn vor den Bürgermeister.

„Waih geschrien"! lamentierte der geängstigte Veitel, „hab' ich doch nichts verbrochen!"

„Was, nichts verbrochen!" schrie der Michel, „mein Fenster und meine Nase hast du verbrochen!"

„Hat's doch der Fuchsbauer gethan! Gott der Gerechte, ich bin unschuldig! der Fuchsbauer hat geworfen den Hammer!"

Der Herr Bürgermeister ließ sich den Fall ausführlich vortragen, dann fällte er den weisen Spruch:

„Schwerer Fall: Sachbeschädigung und Körperverletzung. Itzig, wenn du dich nicht gebückt hättest, so..."

„So wär' mir der Hammer an den Kopf geflogen."

„Dann hättest du den Fuchsbauer verklagen können wegen Körperverletzung."

„Waih geschrien, ich werd' mich doch nicht bücken dürfen? Ihr hättet Euch auch gebückt, Bürgermeister!"

„Wenn du dich nicht gebückt hättest, Itzig, so wär' der Hammer nicht in das Fenster und an Michels Nase geflogen. Ergo, du bezahlst die Fensterscheibe und dem Michel seine blutige Nase. Dixi!"

Der Herr Bürgermeister bekräftigte jedesmal seine weisen Urteilssprüche mit einem Ergo und Dixi. Itzig weiß zwar nicht, was es zu bedeuten hat, aber er hat dem Herrn Amtmann abgelernt.

„Ich ergreife den Rekorsch!" schrie der Itzig.

Die Sache schwebt noch, und der Hinkende ist begierig, wie der „Rekorsch" ausfällt."

Verdiente Strafe.

Der geistliche Herr von Schlippenbach stand an einem schönen Maiabend an seinem Stehpulte, am offenen Fenster, und versuchte sich für den Sonntag auf die Predigt vorzubereiten. Wir sagen er versuchte es, denn es wollte ihm heute nicht recht gelingen.

Im Garten vor seinem Fenster hatte der Mai sein schönstes Blumenkleid angezogen: die Jasminlaube und die Rosenbüsche sandten ihre duftenden Grüße zu dem einsamen Manne empor, die Vögel zwitscherten, die Schwalben segelten durch die Lüfte und hoch oben jubelte eine Lerche in dem blauen Äther!

Der geistliche Herr ließ hoffnungslos seine Feder fallen: „Es geht heute nicht. Der Mai duldet's nicht! Na, vielleicht morgen." Der Herr Pfarrer pöpperlte an dem Barometer. „Er fällt. Es giebt morgen Regen. Wenn der Mai weint, komme ich vielleicht besser in die Predigtstimmung, als wenn er lacht, wie heute."

Der geistliche Herr lehnte sich an das offene Fenster und atmete in vollen Zügen die würzige Luft. In dem Garten erscholl ein munteres Lachen aus dem Munde einer jungen Frau, der Schwester des Pfarrers, die seine Haushaltung führte.

Der Pfarrer schaute freundlich zu seiner Schwester nieder: „Guten Abend, Christiane. Lasse mich auch teilnehmen an deiner Heiterkeit!"

„Endlich habe ich ihn," lachte die junge Frau und hielt frohlockend einen riesigen Spargel in die Höhe. „Endlich habe ich ihn. Schon heute früh hat er den Kopf ein wenig herausgestreckt und Umschau gehalten, aber er traute nicht. Ich glaube, er wollte die Nacht abwarten, um heimlich zu schießen und uns die Freude zu verderben. Ha, ha, ha! Jetzt hab' ich ihn aber doch erwischt!"

Die Heiterkeit seiner Schwester entlockte auch dem ernsten Geistlichen ein Lächeln: „Ja, mein Kind, was willst du denn mit dem einzigen Spargel beginnen?"

„Einziger Spargel? Was verstehst du, gelehrter Herr, von der Spargel-Disziplin? Wenn einer schießt, schießen sie alle, der da, der war der Anführer, der General, und seine Soldaten marschieren schon nach! Schon mehr als zwei Dutzend strecken die Köpfe heraus, und ehe eine Stunde vergeht, lasse ich sie ebenfalls über die Klinge springen!"

„Also werden wir heute abend noch die armen Gemordeten miteinander verspeisen?"

„Freilich! Spargeln mit Schinken. Denn Schinken gehört dazu, wie du wohl weißt!"

Der Pfarrer drohte lächelnd mit dem Finger: „Ei, du kleine Sünderin! Schinken am Freitag, der ein gebotener Fasttag ist!"

Frau Christiane schien durch diesen Vorwurf nicht besonders ergriffen zu sein: „Richtig ein Fasttag! Haben wir doch heute mittag schon gefastet mit Hecht und Nudeln und werden heute abend fasten bei Eierkuchen und Spargeln, und als besondere Buße noch Kopfsalat mit Eiern! Glaubst du, lieber Bruder, daß unsere heutigen Bußübungen uns einst werden hoch angerechnet werden?"

Der Herr Pfarrer war in diesem Augenblick etwas schwerhörig. Er rückte sein Käppchen und blickte über seinen Garten hinaus in das freundliche Dörfchen, das, wie die Schäflein um ihren Hirten, sich um das Pfarrhaus scharte. Neben dem Pfarrhofe, wie es sich gehört, die kleine freundliche Kirche, mit dem goldenen Gockelhahn auf der Thurmspitze, und neben der Kirche, wie ein treuer Kamerad, das neue stattliche Schulhaus, auf dem das Auge des geistlichen Herrn mit besonderm Wohlgefallen ruhte. Das alte Schulhaus war eine schlechte, baufällige Baracke gewesen, und den Bemühungen ihres Seelsorgers hatte es die Gemeinde zu verdanken, daß sie ein neues Schulhaus erhielt. Es war der Stolz des Herrn Pfarrers, dieses Werk geschaffen zu haben. „Kirche und Schule müssen auch in ihrem Äußern einen würdigen Eindruck machen," sagte der geistliche Herr, „sollen sie doch treue Freunde sein, Hand in Hand wirkend für der Menschen Wohl, und eins das andere ergänzend." Daß in der Nachbarschaft der Kirche auch ein Wirtshaus stehen muß, ist leider eine Thatsache, die so gewesen ist und so sein wird, so lange es Kirchen und Wirtshäuser giebt, und Schlippenbach machte keine Ausnahme. Der rote Löwen in Schlippenbach spreizte sich neben dem Kirchlein und neben dem Schulhause, als wäre er die Hauptsache, und die Bestie in dem Wirtsschilde, die ein überschäumendes Bierglas in den Tatzen hielt, streckte sogar seine rote Zunge heraus, als Zeichen der Verachtung gegen alle geistigen Genüsse, die nicht in Bier, Wein oder Schnaps bestehen.

Auch das Wirtshaus streifte des Pfarrers Blick bei seiner Umschau, aber er rückte dabei wie im Unmut sein Käppchen, denn der rote Löwen hatte schon vieles Unheil gestiftet in der Gemeinde. Auf der Freitreppe seines Hauses stand der Löwenwirt breitspurig, die Hände in den Taschen, und auch er hielt, wie der Pfarrer Umschau. Aber ihm war's nicht um Lerchenschlag und Blumenduft zu thun, er spähte die Landstraße entlang nach Gästen, die aus der nahen Stadt an schönen Frühlingsabenden häufig einen Ausflug machten nach dem reizend gelegenen Dörfchen, um sich an der schönen Natur und schließlich im „Löwengarten" an Spargeln mit Eierkuchen und an einem Glase Markgräfler zu laben.

Heute aber blieb zum großen Verdrusse des Gastgebers die Landstraße leer, denn drei Handwerksburschen, die sich müde auf der staubigen Straße hinschleppten, hielt er keiner Beachtung wert.

Die drei Burschen machten vor dem Wirtshause Halt und warfen sehnsüchtige Blicke nach dem schäumenden Bierglase im Wirtsschilde. Dann steckten sie die Köpfe zusammen zu einer offenbar wichtigen Beratung. Das Ergebnis derselben schien aber kein erfreuliches zu sein. Der eine hatte zwar mit trotziger Energie eine Entdeckungsreise in allen seinen vielen

BLB Karlsruhe

Taschen gemacht, der Pfennig, den er aus der letzten Tasche an das Tageslicht beförderte, wurde aber von seinen Kameraden mit sittlicher Entrüstung begrüßt. Die beiden andern, die mit dem Inhalte ihrer Taschen vollkommen vertraut schienen, wollten sich einer ähnlichen Lächerlichkeit gar nicht aussetzen, und beschränkten sich darauf, sich hinter den Ohren zu kratzen. Da faßte der Pfennigbesitzer einen kühnen Entschluß, und mit der Mütze in der Hand trat er gegen die Freitreppe, von deren Höhe herab der Löwenwirt die nicht mißzuverstehende Beratung der drei armen Teufel mit höhnischer Verachtung beobachtet hatte. —

Auch der Herr Pfarrer hatte von seinem Fenster aus die kleine Scene vor dem roten Löwen bemerkt, und wenn er auch nicht hören konnte, was gesprochen wurde, so war doch leicht zu erraten, daß der Löwenwirt die hungrigen und durstigen Handwerksburschen unbarmherzig von seiner Thür gewiesen hatte.

Der geistliche Herr beugte sich zum Fenster hinaus und winkte seiner Schwester:

„Christiane, ich glaube, wir bekommen Gäste!"

„Bruder mache mir keinen Schrecken," rief die junge Frau und rückte ihre Haube zurecht und strich ihre Schürze glatt.

„Gäste! Und wie ich aussehe! Und ich bin ja gar nicht vorbereitet!"

Der geistliche Herr Bruder lächelte: „Beruhige dich, mein Kind! Dieser Gäste wegen brauchst du dich nicht in den Staat zu werfen. Und in dem Speiseschrank wird sich auch noch etwas finden für drei hungrige Handwerksburschen!"

„Freilich, freilich, für solche Gäste bin ich stets gerüstet," lachte Frau Christiane und eilte in die Küche.

Dann steckten sie die Köpfe zusammen zu einer offenbar wichtigen Beratung.

Der Herr Pfarrer zog sich vom Fenster zurück an sein Stehpult und machte abermals den Versuch, sich in seine Predigt zu vertiefen, und um von dem verführerischen Mai nicht abermals gestört zu werden, ließ er den Fenstervorhang herunter. Aber trotzdem und abermals wurden seine Studien unterbrochen. Diesmal aber waren es nicht die Lerchen, die Schwalben und der Rosenduft, sondern die drei Handwerksbursche, die unmittelbar unter seinem Fenster abermals Halt gemacht hatten, und mit lauter erregter Stimme Kriegsrat hielten.

Der Herr Pfarrer mußte hinter seinem Vorhange unwillkürlich die ganze Verhandlung belauschen, und neugierig beobachtete er durch eine Vorhanglücke die aufgeregten jungen Leute.

„Der dicke Schuft," rief der eine, ein schwarzer Struwelkopf, und schüttelte die Faust gegen den roten Löwen, „einem armen, durstigen und hungrigen Menschen einen Bissen Brot und einen Trunk Bier zu versagen!"

„Das ist noch das wenigste und ist schon öfters dagewesen," brummte der Zweite, ein sommersprossiger Bursche mit brandroten Haaren, „aber Lumpen und Bettelpack hat er uns gescholten! Gott verdamme ihn!"

„Sind wir doch keine Bettler, Gott 'soll's wissen, ehrliche Handwerksgesellen, und Fechten ist Handwerksburschen Recht!" sagte der Dritte.

„Dort ist der Pfarrhof, und der Pfarrer führt einen guten Tisch," hat der Lump gesagt. „Packt euch, dort ist das Wirtshaus für Bettler! der rote Löwen ist nur für anständige Leute!"

„Ja, so hat er gesagt, der Schuft. Aber bei dem Pfarrer werden wir nicht besser ankommen. Er ist ein Katholischer, und wenn der erfährt, daß wir protestantisch, daß wir Ketzer sind, so . . . ."

„Und nun gar der Isaak dort," fiel der Sommersprossige ein, „dem sieht der Pfarrer an der Nase an, was der für eine Religion hat."

Der Schwarze und der Rote lachten und der Isaak lachte schließlich mit. „Was kann ich für meine Nase? Wenn Moses euch, wie uns, 40 Jahre lang in einer Wüste an der Nase herumgeführt hätte, wären eure Stumpfnasen auch länger geworden!"

„Der Isaak hat recht," sagte der Schwarze, „er war auch nur ein Spottjude. Ich mag sonst die Juden nicht leiden, du aber bist ein braver Kerl, Isaak, und ein guter Kamerad. Das Geschwätz aber stillt mir nicht Hunger und Durst. Thut eure Mäuler auf und gebt einen guten Rat!"

„Mir fällt was ein," rief triumphierend der Rote. „Der geistliche Herr wird uns jedenfalls examinieren und da sagen wir, wir seien katholisch!"

„Was, unsere Religion verleugnen um ein Stück Brot?"

„Narr, nur auf eine Viertelstunde. Wenn wir uns sattgegessen haben, sind wir wieder gut protestantisch. Da sind die hohen Herrschaften nicht so skrupulös, sie wechseln ihre Religion wie ihre Handschuhe, um eine Prinzessin unter die Haube zu bringen."

„Einerlei, ich bin keine Prinzessin, ich mache nicht mit," erklärte der Schwarze. „Und da der Isaak mit seinem Signalement im Gesicht!"

„Mit oder ohne Nase," sagte der Isaak, „ich mache auch nicht mit. Mit seiner Religion muß man keinen Spaß treiben."

„Gut, so hungert ihr, während ich mir's schmecken

lasse. Du Isaak kannst aber vor der Thüre bleiben, sonst wird der Pfarrer noch größer als der Löwenwirt war. Ich werd' dir von meinem Überfluß etwas zukommen lassen."

Während der Rote seinen Feldzugsplan entwickelte, hätte man bei einiger Aufmerksamkeit von dem Fenster her ein leises, unterdrücktes Lachen vernehmen können und das Fenster schloß sich.

Das Kleeblatt rückte gegen die Thür des Pfarrhauses vor. Der verkappte Katholik und der Protestant traten ein und der Jude setzte sich vor die Thüre auf die Treppe.

Als die beiden den Hausflur betraten, ertönte aus der Küche das helle Lachen einer Frauenstimme.

„In der Pfarrküche geht's lustig her," sagte der Rote, „das ist ein gutes Zeichen." In diesem Augenblick erschien der Herr Pfarrer, noch ein leichtes Lächeln auf den Lippen unter der Küchenthür.

Der Rote riß die Mütze vom Kopf, verdrehte die Augen und sagte salbungsvoll:

„Gelobt sei Jesus Christ!"

„In Ewigkeit, Amen!" erwiderte der Herr Pfarrer, auf diesen bei dem katholischen Landvolke üblichen frommen Gruß. „Wer seid ihr, und was wünscht ihr?"

„Ich bin ein Schneider," sagte der Rote, der den Sprecher machte, „und mein Kamerad da ist ein Schuster. Zwei arme Reisende bitten um eine Wegzehrung!"

„Sachte, mein guter Freund," sagte der Herr Pfarrer mit seinem Lächeln.

„Wie kommt's, daß ihr ganz ohne Mittel seid? Habt ihr keine Arbeit?"

„Doch, Hochwürden. Wir treten morgen in der Stadt in Arbeit, ich beim Schneidermeister Bartel, ein gut katholischer Mann, und mein Kamerad beim Schuster Mampel. Auf der langen Reise ist unser bißchen Geld alle worden, und jetzt plagen uns Hunger und Durst."

„So, so! Und ihr seid katholisch, wie ich vermute?"

„Ja wohl, Herr Pfarrer, ich bin aus einer uralten katholischen Familie. Der Schuster, da, ist leider lutherisch, aber sonst auch ein braver Kamerad!"

„Ich bin Protestant, Herr Pfarrer," bestätigte der Schuster. „Ich denke, das wird keine Sünde sein."

Der Herr Pfarrer schüttelte bedenklich den Kopf: „Hm, hm! Ihr waret doch vorhin zu drei, wie ich von meinem Fenster aus gesehen habe? Wo ist euer Kamerad?"

Der Schneider lachte: „Der Isaak sitzt draußen auf der Staffel, er traut sich nicht herein, er ist ein Jude, aber sonst auch ein braver Mensch, ein Blechner."

„Ei, ei, ein Jude. Rufet ihn herein!" Isaak erschien unter der Hausthür und zögerte einzutreten.

Der Herr Pfarrer ging auf ihn zu und gab ihm die Hand. „Isaak, Ihr habt Unrecht gethan, an meiner Teilnahme zu zweifeln. Ein christliches Pfarrhaus ist eine Stätte der Barmherzigkeit für alle guten Menschen. Setzet Euch nun hier an den Tisch, ruhet aus und erfrischet Euch. Meine Schwester wird Euch bedienen. Liebe Christiane, willst du so gut sein?"

Frau Christiane trat aus der Küche mit einem großen Speisebrett, und mit einem freundlichen Lächeln setzte sie vor den Schuster und Blechner eine Platte mit kaltem Braten, eine Schüssel voll Salat mit Eiern und eine Flasche Wein. Der Schneider erhielt eine große, gedeckte Schüssel, aus welcher Dampf aufstieg.

„Aha!" dachte er, „ich bekomme einen Extrabraten! Aber erst einen Schluck; und er griff nach der Flasche.

„Sachte, mein guter Freund," sagte der Hr. Pfarrer mit feinem Lächeln, „sachte mein Freund, Wein und Braten sind nicht für dich. Ist heute nicht Freitag, ein gebotener Fasttag, und bist du nicht ein guter Katholik, aus einer uralten katholischen Familie? Fern sei es von mir, deine katholischen Gefühle mit Wein und Braten zu beleidigen. Labe dich an dem Wassersüpplein, welches meine Schwester für dich bereitet, und draußen, mein lieber, katholischer Bruder, ist ein Brunnen mit herrlichem Wasser. Für den Protestanten und den Juden ist am Freitag Wein und Braten keine Sünde. Und nun laßt es euch schmecken. Guten Abend und gute Reise.

Als die drei auf der Landstraße wieder fürbaß wanderten, sagte der Schuster:

„Du Schneider, jetzt bist du wieder lutherisch. Wenn du aber wieder einmal Lust verspürst, ein wenig katholisch zu werden, — nur an keinem Freitag!"

„Halt's Maul!" brummte der Schneider und ging grollend auf die andere Seite.

BLB Karlsruhe

Der König der Heinzeln.

Eine Deputation.

Es war einmal vor alter Zeit
In Yvetot ein König.
Der schlief gar lang und mühte sich
Ums Reich der Sorgen wenig,
Stets lustig, kreuzfidel und froh,
Lebt er in dulci jubilo,
That keinem was zuleide.

Auch trank er gern ein Gläschen Wein,
Wer mag ihm das verdenken?
Er war ja sonst ein guter Herr
Und ließ sich willig lenken.
Das Volk besteuert er nicht viel,
Allein der Zehnten ihm gefiel
Von seinen — Unterthanen.

Hoho — haha — hoho — haha!
Das war ein guter König, ja,
Das war ein guter König!

So ein guter König, wie ihn sich der alte liebenswürdige Béranger gedacht hat, ist der Heinzelkönig, der hier auf dem Bilde, huldreichst in Gnaden zu schmunzeln geruhend, die Gaben seiner getreuen Unterthanen in Empfang nimmt — neben ihm die holde Königin und hinter seinem Throne „die Zofe und der Page, der Schmuck der Hofbagage.“ Hinter dem schweren Vorhang hervor lugt verschmitzt der Hofnarr, der sein breites Gesicht zu behaglichem Grinsen verzieht, als wollt' er sagen: „Nur immer herran! ihr Vielgetreuen, nur immer herran! — da wird doch auch etwas abfallen in meine Schellenkappe, denn Gäuche und Schälke kommen bei Hofe selten zu kurz.“

Ach, das ist noch goldne Zeit im Heinzelreiche, da lebt noch alles in Liebe und Eintracht. Da macht noch Sr. Majestät allergetreueste Opposition der Regierung das Leben nicht sauer; da giebt es noch kein Budget, an dem geknipst und geknapst wird; die Minister haben sichere Pöstlein, sie werden für die ganze Lebenszeit ernannt, sind unverantwortlich und unabsetzbar und vor jeder Anklage sicher. Auch der Bestand des Heeres ist für alle Zeit festgestellt und die tapfern Krieger sind hochzufrieden, denn sie avancieren gut, werden zusehends fett und machen reiche Heiraten. Das sieht man recht wohl an dem schildernden Wehrmann, dessen kerngesunder Rundkopf, stramme Waden und vor allem der protzig in die Seite gestemmte Arm die höchste Behaglichkeit anzeigen. Im Heinzelreiche ist auch mit der Kirche Frieden und unzufriedene und magere Geistliche kommen nicht vor. O, es ist herrlich bei den Heinzelmännchen:

„Da bleibt es hübsch beim Alten,
„Man sieht die Kirche und den Staat
„Recht fest zusammenhalten!
„Hoho, haha — Hoho, haha!
„Recht fest zusammenhalten!“

BLB Karlsruhe

Wichteljagd.

Wilde Jagd.

Auf, auf, zu fröhlichem Jagen!
Auf, in die grüne Heid!
Es fängt schon an zu tagen,
Es ist die höchste Zeit.

Frisch auf, zum fröhlichen Hetzen!
Fort in das grüne Feld,
Wo man mit Garnen und Netzen
Das Wild gefangen hält. —

Ja, die Heinzelmännchen und Wichteln haben ch noble Passionen. Ein Sonntagskind, das unberien durch den Wald schreitet in milder Frühlingsicht, wenn der Vollmond am Himmel steht und ein ıfter Westwind süßen Duft aus den sprossenden üschen daherträgt, hört es rauschen und rascheln nd leise, leise pfeifen und tuten. Schaut aber so n begnadetes Menschenkind von sicherm Versteck gener zu, so sieht es das sportliebende Heinzelvolk, e es auf flüchtigen Mäuslein über die Heide und rch den Wald saust in wilder Hetze, den schnellen oldkäfer zu jagen und den grimmen Hornschröter. ıt der Lauscher Glück, so erblickt er vielleicht auf neeweißer Rassemaus edelster Zucht die Wichtelnigin, welcher Pagen zur Seite jagen, mit Glühirmchen vor sich auf dem Sattel, damit die Holdige vor allem Unfalle bewahret sei. Ja, die kleinen ute geben es so vornehm als die Großen der Menschenwelt, und dabei haben sie noch manchen Vorteil vor diesen voraus. Kein einfältiger Bauer klagt über Wildschaden, kein unverschämter Volksschmeichler verlangt die Einhegung des Hochwildes, kein weichmütiger Schwächling schimpft über Thierquälerei. Nein, von den Wichteln wird die Hetzjagd ausgeübt Sonntags wie Werktags, durch fremdes Eigentum, durch Flur und Saat — das ist altes Herrenrecht, welches nie und nimmer willkürlich abgelöst werden kann, wie es schnöderweise bei den Menschen geschah in toller, autoritätsloser Zeit.

Drum, wenn das Halali durch den Wald erschollen, die Strecke begangen und abgeblasen ist, wenn das frohe Jagdmahl beginnt und den Wichteln aus Anemonen- und Primelkelchen der köstlichste Maitrank serviert wird — da jubeln die wackern Jagdgenossen von altem Stamme und blauem Blute hellauf und das Lied wird angestimmt:

„Das edle Jägerleben
„Vergnüget unsre Brust,
„Den kühnen Fang zu geben
„Ist unsre höchste Lust!
„Haro — hussah — haro!"

Was der Mensch nicht alles essen kann.

(Auf mehrfache Aufforderung aus dem 1862er Hinkenden abgedruckt.)

Der Mensch ist das gefräßigste Geschöpf unter der Sonne und im Essen leistet er das Unglaubliche, namentlich wenn er 15 Jahre alt ist und man ihm einen Apfelkuchen hinstellt oder neue Kartoffeln mit Pippeleskäs. Die sogenannten Feinschmecker essen aber auch noch andere Sachen, bezahlen sie mit teuerm Gelde und sagen, es seien Leckerbissen, und wenn man die guten Sachen bei Licht betrachtet, so sollte man nicht meinen, daß es möglich sei, solches Zeug zu essen. So ist z. B. die Auster nichts weniger als ein appetitlicher Bissen, und das beste an ihr ist der Burgunder, den man dazu trinkt und was die Schnecke betrifft, so ist diese eine nahe Verwandte zur Auster und man kennt ja das Tierlein.

Die indianischen Vogelnester, ebenfalls Leckerbissen, kosten zwei Dukaten das Stück und bestehen aus Froschlaich und ekelhaften Würmern, und daß der Schnepfendreck etwas Extrafeines ist, weiß jedermann.

Einer aber hat gemeint, er wisse es noch besser als jedermann und hat sich pur deswegen eine Schnepfe im Käfige groß gezogen und hat sich's jeden Morgen um 10 Uhr auf's Brod gestrichen, und es hat ihm auch geschmeckt.

Daß es Feinschmecker giebt, denen nichts lieber ist als eine recht fette Kreuzspinne, und sie extra deswegen mästen, ist eine bekannte Sache. Sie sollen schmecken, wie Nußkerne; der Hinkende Bote hat zwar noch keine versucht; man muß sich auch etwas versagen können. Kellerasseln und Maikäfer zu verspeisen, ist eine beliebte Belustigung der Schuljugend, und daß Froschschenkel besonders appetitlich sein sollen, kann der Hinkende Bote auch nicht einsehen, namentlich wenn Krottenschenkel darunter sind.

Schwämme sind bekanntlich ebenfalls Leckerbissen, nur haben sie die fatale Eigenschaft, daß sie hie und da giftig sind, und sie können einem schlecht bekommen, wenn man nicht gerade, wie jener Pfarrer, Kinder hat, an denen man sie vorher probieren kann.

Daß man aber auch Erde essen könne, weiß nicht jedermann und doch ist's so, denn in Samarang auf Java, (wer nicht weiß, wo Samarang liegt, kann den Herrn Lehrer fragen, vielleicht erfährt er's) da findet man eine Erde, Ampo oder Tanah-Ampo genannt, die wird von den dortigen Eingebornen mit großem Eifer aufgesucht, in lange Würste gerollt und über einem Kohlenfeuer langsam geröstet und die Japanesen sagen, es gäbe nichts Besseres. Wohl bekomm's.

Item, wenn die Samarang-Würste auch ein wenig Magendrücken machen, eine schöne Sache ist's doch um das Erde-Essen, und wir wären froh gewesen anno 17, wo das Laiblein Brod einen Gulden gekostet hat, wenn wir, weil auf den Äckern nichts wachsen wollte, die Äcker selber hätten essen können.

Was einem beim Botanisieren passieren kann

oder: Ein armer Familienvater bittet gehorsamst um eine kleine Unterstützung.

Guter Rat!

Freundin: „Liebe Emilie, gehst du nicht mit zum Skating Rink?"

E.: Nein ich bin zu unglücklich, meine Haare sind von der letzten Mode her noch zu kurz und der dumme Friseur ist mit meinem Gretchenzöpfchen noch nicht fertig!

Freundin: Mach' es doch wie ich und benütze einstweilen die Zöpfe deiner Schwester!